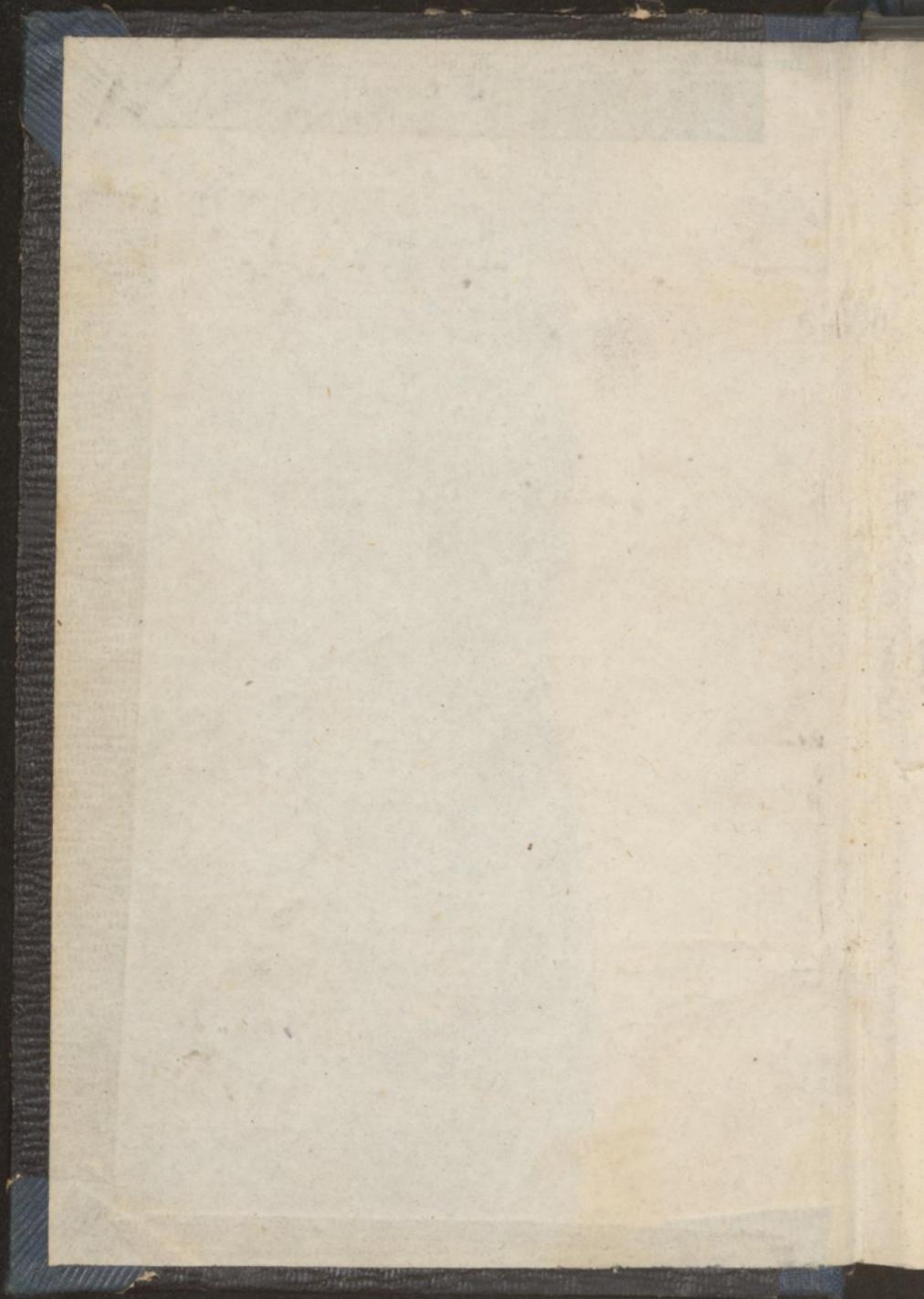
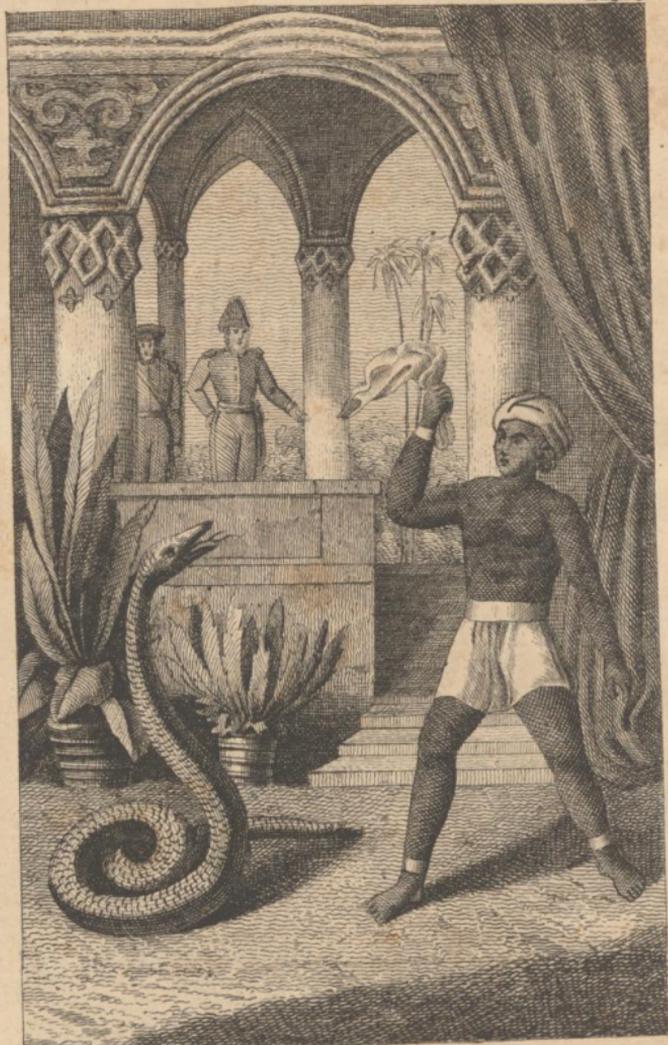


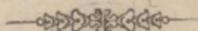
LE





*W. Medaw del. comers del.*

# Die fleißige Biene.



Bringt das Neueste und Interessanteste aus der  
Natur-, Länder- und Völkercunde.

Ein  
unterhaltend - belehrendes Lesebuch für Jung und Alt.

Mitgetheilt

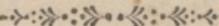
von

**J. J. Volt,**

Herausgeber der Jugendschriften: Goldkörner, Goldblätter, Goldperlen,  
Blumen und Früchte, des Weichenstraußes, der Moral des Lebens aus  
der Fabelwelt u. a. m.

Erstes Bändchen.

(Für die Jugend auch ein lehrreiches Neujahrs-, Namens-  
tags- und Prüfungsgeschenk.)



**Prag.**

Verlag von Silber & Schenk.

A-368326/1-2

Die Reichliche



Universitätsbibliothek im Rathaus Mainz

Universitätsbibliothek im Rathaus Mainz

11. 11. 1911

DS-2021-3779

## V o r w o r t.

Die Kenntnißnahme von den neuesten Verhältnissen in dem Natur- und Menschenleben der verschiedenen Erdstriche ist gewiß für Jedermann eine interessante Neuigkeit, und gewährt zugleich eine angenehme Unterhaltungs-  
lektüre. Man ersieht aus derselben, wie weit die Natur oder die Menschen zur möglichen Vollkommenheit fortgeschritten; oder hie und da leider in der Cultur und Einsicht von dem zu erreichenden zweckmäßigsten Lebensgange abgewichen, theils still gestanden, oder gar zurück gegangen sind.

Die verschiedenen Sitten, Gebräuche und Lebensansichten der Völker geben besonders vielen Stoff zu Vergleichen und zur Nachahmung oder Abwendung derselben.

Dieses Werkchen enthält das Bemerkens-  
werthe aus dem angezeigten Bereiche, in kur-  
zen Darstellungen dem Zwecke desselben ge-  
mäß, und mit Vermeidung aller entbehrlichen  
Weitläufigkeiten; wird daher Jung und Alt  
eine angenehme Lektüre gewähren und sich  
auch in Gesellschaftskreisen zu Mittheilungen  
als geeignet erweisen.

Prag, 1852.

J. J. Volt.

## I.

Die Macht der Gewohnheit versöhnt die Menschen mit den seltsamsten Sitten. Viele Regier in Sennaar drücken sich bei der Bewillkommung einfach die Hände, ein Stamm aber, der ziemlich hoch am weißen Nil wohnt, und Bari genannt wird, drückt seine Gefühle auf eine ganz andere Art aus. Der Franzose d'Arnaud lud einmal den Melek (Oberhaupt) dieses Stammes zu sich auf das Schiff, und da er von seinen Reisegefährten im Voraus über die herrschende Bekomplimentirungssitte dieser Nation unterrichtet war, erstaunte er nicht, als der Melek ihm ins Gesicht spuckte, aber von diesem sonderbaren Beweis der Hochachtung nicht sehr erbaut, entsagte d'Arnaud für die Zukunft den Vorrang in der Expedition, und erklärte, er sei ein kleiner unbedeutender Mann, der vornehmste sei aber der Türke, der ihn in der Eigen-

schaft als Militärbefehlshaber begleite. — Indes sammelten sich viele Neger, der Türke kam hervor und die seltsame Scene erneuerte sich. Die Neger spuckten dem Effendi, der einen solchen Empfang keineswegs erwartet hat, gerade auf den Mund, worüber der Türke wüthend wurde und nach seinem Säbel griff. Man beeilte sich aber ihm zu erklären, daß diese volksthümliche Sitte das Zeichen einer besonderen Hochachtung, und die Aeußerung der Liebe und Freundschaft sei, und der geehrte Türke, der die Freundschaft mit den Negern zu erhalten suchte, unterwarf sich großmüthig dem offenen Ausspucken seiner Person, und spuckte dann auch seiner Seits, so viel er konnte, an, aus Furcht, minder höflich und liebenswürdig zu erscheinen als seine werthen Gäste.

## II.

Auf der Insel Borneo hält sich in den Häusern eine kleine, fingerlange Eidechse auf, welche nicht nur gefährlich, sondern sehr nützlich ist, da sie beständig an den Wänden sich aufhält und so wie sie Fliegen, Mücken oder Spinnen gewahr wird, mit außerordentlicher Schnelligkeit auf sie

zueilt, und selbe mit bewunderungswürdiger Fertigkeit wegfängt. In den Häusern der angesehensten Europäer sieht man diese flinken Thierchen ebenfalls ungestört an den Wänden hin- und herrennen, als in den Hütten der ärmsten Inselbewohner. Wenn man sie nur leise mit einer Gerte auf den Schwanz schlägt, so bricht derselbe, ohne die Eidechse im mindesten zu hindern; durch diese Zerbrechlichkeit sieht man ebenso viele schwanzlose oder halbgeschwänzte als unbeschädigte. Sie legen ihre runden, niedlichen, weißen Eierchen, von denen zweie je aneinander sitzen, häufig unter die Dächer; so wie sie auskommen, fallen sie nicht selten von ihrer Höhe auf den Boden herab und in zwei Stücke. Der Vordertheil läuft ebenso schnell wieder die Wand hinauf, als fehlte ihm nichts, und als hätte nie ein Schwanz daran gefessen, während dieser sich auf der Erde noch eine Zeit lang hin und her bewegt und krümmt. — Wegen der Nützlichkeit dieser Eidechse, wird es den erst aus Europa kommenden Soldaten gleich verboten, ihnen das geringste Leid zuzufügen, unter dem Vorwande, daß sie auf die schlafenden Menschen acht geben und sie aufwecken, wenn sie die Annäherung einer giftigen Schlange bemerkten, in-

dem sie alsdann in das Gesicht springen, wodurch die Schlafenden, durch die eisige Kälte dieser Thierchen erschreckt, aus ihrem Schlafe erwachen müßten.

### III.

Die Türken glauben an folgende Bestimmungen der Wochentage, als 1. Sonnabend: Ein für Propheten unglücklicher Tag, indem an diesem Tage sechs der größten von ihren Feinden überlistet worden sind; nämlich Jusuf, Balih, Noah, Jesus, Moses und Mohamed. — Tag der Ruhe, Fest der Juden. 2. Sonntag: Ist der Tag der Kultur und der Beginn jedes Baues; an diesem Tag sollen Gärten angeleget und Bäume gepflanzt werden, weil an diesem Tage die Erschaffung der Welt begann. Fest der Christen. — 3. Montag: Der Tag des Handels und Wandels, vor allen aber der Tag zum Reisen. Jethro unternahm an diesem Tage seine Handelsreisen; Gabriel stieg an diesem Tage aus dem Paradiese, um sowol Abraham als dem Propheten die Bücher göttlicher Offenbarung zu überbringen. Mohamed wanderte an diesem Tage von Meffa nach Medina aus, und ward an die-

sem Tage geboren und zu seinen Vätern versammelt. Abraham legte den Grundstein der Kaaba; Moses ging auf den Berg Sinai und Enoch fuhr gegen Himmel; an diesem Tage die Nägel abzuschneiden mehrt den Verstand; die sich auf Künste und Wissenschaften verlegen, werden schreiben, den Koran auswendig lernen, oder der Gemeinde als Imane (Priester) vorbeihen, und gelangen, wenn sie diesem Tage vorzüglich ihre Studien weihen, bald zur Meisterschaft. 4. Dienstag: Ist ein Tag des Blutes, weil das Volk die Kuh schlachtete, Cain den Abel erschlug, Georg und Zacharias gemartert wurden, und Pharao alle seine Weiber erschlug; deshalb ist dieser Tag vorzüglich gut zum Aderlassen und Schröpfen, aber nicht zum Nägelabschneiden (weil man sich leicht zu tief ins Fleisch und blutig schneidet). 5. Mittwoch: Der unglücklichste Tag der Woche; an diesem Tage gingen Nudsch (der Riese, welchem die Sündfluth bis an die Knöchel reichte), Pharao, Nimrod, Kora, das Volk Skalih's, Hud's, Loth's, der Stamm Okad und Themud zu Grunde. Das Beste, was man an diesem Tag thun kann, ist zu baden (zur Erinnerung vermuthlich des im rothen Meere ersäusten Pharao. 6. Donnerstag. Mo-

hamed sagt, dies sei der Tag, Geschäfte zu verhandeln und Nothdürfte zu erlangen, weil an diesem Tage alle Bitten und Gebete gewährt werden. Mohamed eroberte an diesem Tage Meffa; Moses ging nach Egypten; die Brüder Josephs standen vor demselben, der ihnen ihre Nothdurft gewährt. Jakob sah Benjamin und Josef wieder. Der mit Josef in den Kerker geworfene Schenke ward aus demselben erlöset. Abraham schenkte der Sara auf ihre Bitte den Hagar. Alles ist an diesem Tage gut, bis auf's Schröpfen und Aberlassen. 7. Freitag: Der Tag des Genusses und der Vermählung. An diesem Tage vermählte sich Adam mit Eva, Salomon mit Balkus, Josef mit Suleicha, Moses mit Wisora, Mohamed mit Chadische und Aische, Ali mit Fatima; auch ging Adam an diesem Tage voll Freude in das Paradies ein. —

Demnach soll man am Samstag bauen, am Montag reisen, am Dienstag Thiere schlachten, am Mittwoch Arznei nehmen, am Donnerstag von Großen und Mächtigen Nothdurft begehren, am Freitag sich vermählen.

---

## IV.

Der Fremde, der eine spanische Familie besucht, fühlt sich von dem Empfange überrascht, der ihm zu Theil wird. Der Spanier ist mit den Orientalen von der privilegirten Kaste zu vergleichen, und nichts kann den Takt übertreffen, mit welchem alle Stände, besonders aber die Frauen, die Honneurs ihrer auch noch so ärmlichen Wohnungen machen. Die Spanierinnen stehen selten auf, um ihre Gäste zu bewillkommen, ein Ueberrest der alten orientalischen Sitte, auf dem Fußboden zu sitzen. Der Gast wird stets in das beste Zimmer geführt, wo man ihm den Ehrenplatz zur Rechten des Sophas anweist und den Hut abnimmt, den man mit großer Achtung, wie die Orientalen den Turban, behandelt. Wenn er sich entfernt, nimmt er Abschied mit den Worten: „Madame, ich lege mich Ihnen zu Füßen,“ worauf die dann erwidert: „Mein Herr, ich küsse Ihnen die Hand und wünsche Ihnen wohl zu leben.“ Ist es eine Dame, die den Besuch abstattet, so führt sie der Wirth bis zu ihrem Wagen, indem er ihre Hand nimmt, die er aber beiseite nicht drücken darf. Ein Kompliment über das gute Aussehen

oder die geschmackvolle Kleidung der Besuchenden wird jedoch nicht übel genommen. Beim Abschied bietet der Wirth dem Fremden sein Haus mit den Worten an: „Dieses Haus ist ganz zu Ihrer Verfügung.“ Wenn er dies nicht thut, da heißt es so viel, als daß er den Gast nie wieder zu sehen wünscht, und ist beinahe für eine Beleidigung zu achten.

## V.

Die Japanesen lieben die Musik leidenschaftlich; sie geben ihr sogar einen himmlischen Ursprung. Nach einer Mythe zog sich die Göttin der Sonne, beleidigt über das Betragen einer ihrer Brüder, in eine Höhle zurück, und ließ die Welt in Dunkel und Verwirrung; die andern Götter bedienten sich der Musik, um sie aus ihrem Versteck herauszulocken, und es gelang. — Die Wirkung der japanessischen Musik ist jedoch weit entfernt auf europäische Ohren einen angenehmen Eindruck zu machen. Die Japanesen haben mehr als 21 Saiten- und Blasinstrumentenmeister außer der Trommel und der Pauke, ihrem Lieblingsinstrumente, aber sie haben keine Idee von Harmonie und in einem Konzerte spielen alle Instrumente

gleichzeitig. Ihre Melodie ist nicht ausgebildet, und ihre Nationallieder empfehlen sich weder durch eine kunstreiche Ausführung, noch durch milde Originalität. Das hindert sie aber nicht, ganze Stunden lang eine Simphonie anzuhören und ein Mädchen muß im niedrigsten Stande geboren sein, wenn sie ihren Gesang nicht auf dem Instrumente Syamso begleiten kann. In einer Reunion muß eine Frau, wenn die Umstände es erfordern, einen Gesang improvisiren können. Der japanessische Tanz hat den allen orientalischen Tänzen gemeinsamen Charakter: er ist mimisch und besteht mehr in der Bewegung der Arme und des Körpers als der Beine, welche unbeweglich unter den Beinen versteckt bleiben. Die Ballets, welche dazu bestimmt sind, eine Leidenschaft zu malen oder eine Scene des gewöhnlichen Lebens, werden von den Frauen ausgeführt, und sind sehr zwanglos. — Karten- und Würfelspiele sind in Japan verboten, Schach und Damenbret sehr beliebt. Ein eigenthümliches Spiel ist folgendes: eine Puppe wird in ein mit Wasser gefülltes Glas geworfen; die Gesellschaft folgt den Bewegungen der Puppe unter Begleitung des Syamson; eine Buße im Sacke wird von denen bezahlt, die sich in ihren Urtheilen über

die Bewegungen der Puppe täuschen. Hierbei ist die Gesellschaft außerordentlich lustig und der Spaß endet oft gar nicht nüchtern. Zuweilen läßt man Taschenspieler, Seiltänzer, Poffenreißer und Erzähler kommen, welche aber nicht Romane u. dgl. vortragen, sondern alle Gerüchte und Geschichten der Nachbarschaft. Man ruft oft diese Klatschgeschichten-Händler vor das Bett eines Kranken, um ihn zu zerstreuen. Zuweilen übernehmen sie den höhern Beruf, ihrem Auditorium die Regeln der Höflichkeit und gute Manieren zu lehren und wissen überhaupt geschickt das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. — In Europa floriren die Klatschgeschichtenhändler in den öffentlichen politischen und nicht politischen Blättern und überleben sich an lügenhaften Berichten, wobei oft die Höflichkeit und der Anstand gar arg verletzet werden.

## VI.

In Ostindien werden bei der Hochzeit von fürstlichen Personen unerhörte Verschwendungen ausgeführt. Als eines Tages die Hochzeit einer Prinzessin mit dem Sohne des Häuptlings Deschat de Kaba gefeiert wurde, stattete der Bräu-

tigam der Braut zuerst seinen Hochzeitsbesuch ab. Sein Gefolge bestand aus 100 Elephanten und ungefähr 15.000 Personen. Der Bruder der Braut ging seinen Gästen mit 60 Elephanten und 10.000 Personen entgegen. Dieser einzige Besuch kostete dem Bräutigam 60.000 Rupien. Von seinem Palaste bis auf sieben Meilen, dem Wohnorte der Braut, wurden auf der ganzen Länge des Weges Kupfermünzen ausgestreut, dann bis zum Thore des Forts Silbermünzen und von da bis zum Eingang des Palastes Gold und Edelsteine jeder Art. Der Sohn eines Scheik, ein Kind von 10 Jahren, hatte neben sich auf einem Elephanten einen gewaltigen Beutel, der 600 goldene Münzen enthielt, und eine Menge von Ohrringen, Perlen und kostbaren Steinen. Alle diese Schätze warf er mit vollen Händen unter die Menge. Die Vertheilung der Kupfer- und Silbermünzen war bezahlten Dienern überlassen. — Die Ausgaben der Braut übertrafen die des Bräutigams. Die Verwandten derselben müssen außer ihren eigenen Gästen, sämtliche Gäste des Bräutigams beherbergen und bewirthen, und alle Anwesenden mit einer Rupie beschenken, sie mögen

geladen worden sein oder nicht. Nicht selten melden sich 30.000 Personen um diese Gabe.

## VII.

Wenn an der Küste von Malabar die Bewohner die Ernte ihres Feldes oder ihres Obstgartens vor einer Beraubung sichern wollen, so bedürfen sie weder Mauern noch Hecken und beschränken sich bloß darauf, die Bewachung derselben einem ihrem Glauben gemäß bestehenden Geiste anzuweisen. Demgemäß pflanzen sie auf ihre Felder, oder binden an ihre Fruchtbäume einen langen Pfahl, der dem Geiste geweiht ist, welcher von diesem Augenblick an für die Erhaltung der Ernte verantwortlich ist. Wehe dem Ruchlosen, der ohne der Erlaubniß des Eigenthümers diesen schützenden Geistern gewidmeten Früchte anzurühren wagt; er würde auf der Stelle todt hinfallen, oder wenigstens in eine schwere Krankheit verfallen. Dies ist ein allgemein verbreiteter Glaube. Eine ganze Armee könnte das Land durchziehen, ohne daß eine so vertheidigte Ernte etwas von ihr zu fürchten hätte.

---

## VIII.

Man war bisher der Meinung, der Mittelpunkt Afrikas sei ein äußerst heißer, aber dem ist nicht so. Das Land der Aschantis liegt nur etwa 7 Grade im Norden des Aequators in der Mitte der heißen Zone und ist nur an der niedrigen sandigen Meeresküste drückend heiß, im Innern aber, da es auf einer breiten Bergterasse liegt, sein Klima gemäßigt und in der Temperatur im größten Theile des Jahres mild und angenehm, ja zu Zeiten so kalt, daß die Leute nicht wenig frieren und zum Einheizen gezwungen sind, was uns nach den bisherigen Vorstellungen fast unglaublich schien. Man kann das Klima dieses Landstriches mit dem von Italien vergleichen. Die Aschantis haben manche Civilisationsbildung zum socialen Leben. Sie bauen die Baumwollstaude in regelmäßigen Reihen, ihre Weiber spinnen und die Männer weben und verzieren solche mit mannigfaltigen Farben und ihre Fabrikate sind fester und dauerhafter, als die europäischen Fabrikprodukte. Sie bauen auch Flachs und Hanf, weben Tücher aus den Fasern der Blätter des Palmbaumes, aus denen sie auch feine Matten verfertigen.

An eßbaren Früchten ist Ueberfluß; Citronen, Apfelsinen, Bananen, Ananas, wilden Wein, Zuckerrohr, Kartoffel, Maniok, Tabak, Melonen und Jamswurzel ihre Hauptnahrung, dann auch Reis, Kürbisse von außerordentlicher Größe, so groß, daß sie oft die größten Gefäße, als Körbe, Kästen, Mehlsäcke, ja Wagen zu ersetzen im Stande sind.

Wilde Thiere gibt es in Menge, aber mit den zahmen wissen sie noch nicht umzugehen und solche zu dressiren. Die Pferde fürchten sie besonders und wenn die Vornehmen reiten, geschieht es nur im Schritt und zwei Sklaven gehen nebenher und halten das Pferd auf beiden Seiten.

Kamele, Ochsen und Esel haben sie nicht zum Transport von Lasten abgerichtet. Alles wird bei ihnen auf dem Kopfe der Sklaven in Kalebassen oder in Kästen transportirt, sowol die Erndte der Felder und Waaren aller Art, als auch die reisenden Menschen.

Milch, Butter und Käse sind nicht als Genussmittel, auch Eier nicht, wol aber die Hühner, welche sie sehr geschmackvoll zuzubereiten verstehen, so daß solche den Europäern sehr munden thuen; nicht so hingegen die Hunde-, Affen-, Papageien- und Elephantenbraten.

Die Aſchantis ſind ein ſehr reinliches Volk und große Liebhaber des Badens und Waſchens, bereiten eine Art Seife aus Palmöl und ſchmierem ihren Körper mit Del, daher dieſer ſo glatt wie Ebenholz iſt. Auch das Innere der Hütten, ihre Matten, Teppiche, ihre Kiſſen und Betten werden ſehr reinlich gehalten. Auf die Kochkunſt halten ſie ſehr viel und wiſſen eine Menge Speiſen zu bereiten. Ihre Kochgeſchirre ſind aus Erz und Eiſen, die Speiſen werden bei den Gemeinen auf Kalebaſſen aufgetragen, bei den Königen zuweilen in goldenen Schüſſeln. Auf große Tafeln verwenden ſie ſehr viel und ſtatten ſolche reichlich mit Speiſen und Getränken aus.

Das Land der Aſchantis iſt an Metallen reich, faſt jeder Gutsbeſitzer hat einen Ofen und die nöthigen Geräthſchaften zum Goldſchmelzen und dazu ſeine Sklaven, welche ſich auf die Bearbeitung des Goldes verſtehen und ſeine eigenen Goldſchmiede. Das nützlichſte aller Metalle, das Eiſen, iſt im Ueberfluß vorhanden und ſie machen daraus ihre Nationalwaffen. Sie haben Schleifſteine und verſtehen die Schmiedewerkzeuge ziemlich ſcharf zu machen. Auch Nägel ſchmieden ſie und verfertigen Hacken, Schaufeln, Karſten und Beile zum

Ackerbau und Waldarbeiten. Mit Kanonen, deren sie einige den Engländern abgenommen, verstehen sie nicht umzugehen und feuern dieselben nur bei Festlichkeiten ab. Auf ihren Besitz von Pulver und Schießgewehren sind sie sehr eifersüchtig und gewähren keinen Durchgang zu den benachbarten Völkern, damit sie deren Pfeilen überlegen bleiben. — Durch den immer mehr zunehmenden Verkehr mit Europa wird dieses Negervolk immer kultivirter werden. In dieser Absicht haben sie auch einige ihrer Prinzen nach Europa gesandt, sich die Kenntnisse der Europäer einzuholen.

## IX.

Zu den abergläubischen Ideen und Gebräuchen gehören auch die Vermählungen lebloser Gegenstände. — Wenn ein Hindu einen Obstgarten anlegt, so darf keiner der Seinen die Früchte berühren, ehe er einen seiner Mangobäume mit einem andern, gewöhnlich einer Tamarinde, vermählet hat. — Ein Besitzer eines großen Gartens hatte für dessen Anlage eine so bedeutende Summe Geldes verwendet, daß er, wegen der außerordentlichen Kosten zu einer solchen Ver-

mählung genöthigt war, die Bollziehung desselben bis zu dem Tage aufzuschieben, an welchem der älteste seiner Bäume Früchte zu tragen anfing. Die Früchte reizten schon die Eglust seiner Kinder, aber der alte Vater und seine Ehehälfte wagten nicht sie anzurühren. „Wir haben eine wichtige Pflicht vernachlässiget,“ sagten sie, „wir würden vor der neuen Erndte sterben.“ Sie verkauften alle ihre Kostbarkeiten und liehen sich Geld, so viel sie bekommen konnten, um zwei von den Bäumen mit aller erforderlichen Pracht vermählen zu können. Je mehr Braminen (Priester) bei einem solchen Feste bewirthet werden, desto glücklicher und stolzer ist der Eigenthümer der Vermählten. Wenn zur Vermählung eines Mangobaumes keine Tamarinde vorhanden ist, so nimmt man einen Rosen- oder Jasminstrauch. — Wenn die Hindus eine Cisterne bauen, so trinken sie nicht eher von ihrem Wasser, ehe sie dieselbe nicht mit einem blos in dieser Absicht an ihrem Rande gepflanzten Pissangbaume vermählet haben. — Auch der Saligram und die Tulpe werden jährlich mit einander vermählet. Der erstere ist eine Art runder Kiesel, welche den Abdruck spiralförmiger Muscheln tragen und welche die Hindus für Bilder ihres

Gottes Wischnu halten; die Tulpe ist eine Pflanze und nach dem Glauben der Hindus ist Seta die Gattin des Gottes Ram, der siebenten Inkarnation Wischnus, in eine Tulpe verwandelt worden. Die Prozeßion bei diesem Feste besteht aus acht Elephanten, 1200 Kameelen und 4000 Pferden, die alle beritten und elegant gezäumet sind. Der Elephant, der an der Spitze des Zuges geht, ist mit dem reichsten Schmuck verziert und trägt den kleinen Kieselgott zu seiner Verlobten. Man vermählt sie mit allen gebräuchlichen Ceremonien und legt sie dann nebeneinander in einen Tempel, wo sie bis zur nächsten Jahreszeit liegen bleiben. Manchmal wohnen 100.000 Personen der Feier einer solchen Hochzeit bei und der Landesfürst bewirtheet alle auf seine Kosten.

Seit die Menschheit auf Erden existirt, hat sie sich stets einem Wahnglauben hingegeben, aus Mangel an Erkenntnißvermögen und der Wahrheit, doch hat es stets pffiffige Menschen gegeben, welche jede Art Täuschung zu ihrem Vortheile auszubenten verstanden.

### X.

In Dahomey, einem Königreiche der Neger in Afrika, gibt es ein Amazonenheer. Alle die

vielen tausend Weiber, die der König nimmt, sind militärisch ererzirt und bilden Regimenten von eben so ausgezeichneten Haltung, als bewährter Tapferkeit im Kriege. Bei der Huldigung, welche dem Könige dargebracht wird, ziehen aus allen Richtungen zahlreiche Schaaren weiblicher Soldaten auf, welchen Musikbanden mit höchst barbarischer Musik vorangehen. Die Trommeln, deren man sich hier bedient, bestehen aus hohlen Baumstämmen, die mit Ochsen- oder Schafshäuten überzogen sind. Diese weiblichen Heerhaufen lagern sich theils der Länge nach, theils knieend auf dem Boden und warten, bis Seine Majestät sie herbeiruft. Die Regimenten stellen sich einzeln und in unregelmäßigen Colonnen auf, alsdann ruft der Anführer seine Offiziere, die hervortreten und auf die Knie sinkend, Kopf und Körper mit Staub bedecken. Der Anführer stellt dann die Offiziere seines Regimentes einzeln vor und wenn eine dieser Weiber auf irgend eine Weise sich hervorgethan hat, wird das Weib belohnt und belobt. Nach Beendigung dieser Begrüßungszeremonie und des Ruhmens tapferer Thaten, treten die Offiziere in Reihe und Glied zurück und das ganze Regiment stimmt einen Gesang zu Ehren des Königes an.

Wenn alles abgethan ist, sinken alle zusammen auf die Knie und indem sie den Kolben der Muskete auf den Boden setzen, den Lauf an die Schulter lehnen, scharren sie mit beiden Händen den Staub zusammen und überschütten sich damit. Da der Staub eine hellrothe Farbe hat, so erhalten sie dadurch ein ganz eigenthümliches Ansehen. Viele haben, mit Ausnahme eines cocardenartigen Haarbüschels, völlig nackte Köpfe; andere scheeren ihre Haare nur zwei Zoll breit von der Stirne nach dem Hinterkopfe. Nach dieser Staubbedeckung richten sich Alle wieder auf, doch ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben und ihre Musketen in horizontaler Richtung haltend, lassen sie ein allgemeines Hurrah erschallen. Dann springen sie plötzlich empor, werfen die Muskete heftig in die Hand und stimmen dann, sie hoch in die Luft haltend, ein Paar Hurrahs an. Hierauf wird geschultert und das Regiment rennt blichschnell davon. Jede einzelne Kriegerin läuft, so schnell sie kann, so daß es einem Wettrennen gleicht. Diese Soldatinnen haben einen weiß und blaugestreiften Unterrock von ihrem einheimischen Baumwollenzeug ohne Aermel an, so daß sie die Hände frei bewegen können. Der Schooß oder das Unter-

Kleid ist so lang, wie der Kilt der Hochländer und die darunter befindlichen kurzen Hosen reichen bis zwei Zoll unter die Knie. Bei ihren Manövern stürmen sie auch überaus stachlichte und gefährliche Dornhaufen. Ihre Zahl beträgt fast 6 bis 8000.

## XI.

Auf der Insel Java gibt es sehr große Tiger, Matjan Bumi genannt, welche Abends frei und frank durch die Dörfer laufen, ohne irgend Jemand, der in dieselben gehört, selbst den kleinsten Kindern das geringste Leid zuzufügen. Ja, diese spielen oft mit ihnen und geben ihnen aus der Hand zu fressen. Europäer dürfen einem solchen Tiger nicht nahe treten, es würde ihnen theurer zu stehen kommen. Die Dorfbewohner bringen ihm zur bestimmten Zeit auf einen bestimmten Platz die Eingeweide und Knochen der geschlachteten Büffel und andern Viehes, für welche Sorgfalt der Tiger sie durch seine treue Wachsamkeit belohnt. So lange ein solcher in oder bei einem Dorfe wohnt, wird es nicht leicht ein anderer Tiger wagen, in der Nähe desselben auf Raub auszugehen und sollte dieß doch zufällig einmal ge-

schehen, so wird er unfehlbar von dem Bumi vertrieben oder will er sich nicht entfernen, zerrissen.

Fragt man die Dorfleute um die Ursache dieser ungemeynen, höchst merkwürdigen Sanftmuth eines so unzählbaren und blutdürstigen Thieres, so erhält man darüber eine Erklärung, welche deutlich auf ihren früheren Religionszustand hinweist. Sie sagen nämlich, daß dieser Bumi nichts anderes sei, als einer ihrer verstorbenen Vorfahrer, welchem noch bei seinem Leben durch anhaltende Gebete die Gnade zu Theil geworden, nach seinem Tode auf 100 und mehrere Jahre in einen Tiger verwandelt zu werden, um seine Nachkommen während dieser Zeit gegen die Anfälle anderer wilden Thiere schützen zu können. — Ein Aberglaube, der sich nicht allein nicht schädlich, sondern nützlich für die dortigen Dorfbewohner herausstellt.

## XII.

Die Seneka-Indianer in Nordamerika haben einen schönen Aberglauben. Wenn nämlich in diesem Stamme ein Mädchen stirbt, sperren sie einen jungen Vogel ein, bis er anfängt seine Stimme zum Gesang zu prüfen. Dann setzen sie ihn auf

das Grab der Gestorbenen, tragen ihm Grüße, Küsse und Zärtlichkeiten an sie auf, öffnen die Thüre seines Käfigs und wenn er nun fortfliehet und die Weite sucht, glauben sie, er werde in einem so lange fortfliegen, bis er in das Land der Geister gekommen, die Geliebte und Verlorene gefunden, und ihr die Küsse, Grüße und Zärtlichkeiten überbracht, die er für sie empfangen. Dester schickt man dem Vorangegangenen auch noch mehrere Vögel nach, zur Verdopplung der Liebesbe-  
weise an die Gestorbene.

### XIII.

Bei einem Indianerstamm am Mississippifluß in Nordamerika herrscht die sonderbare Gewohnheit, daß sich für die Gattin eines Mannes dessen Existenz noch lange nach seinem Tode verlängert. Sobald nämlich ein Weib Witwe wird, muß sie die besten Kleidungsstücke des verstorbenen Gatten mit den Gürteln, deren er sich bediente, zusammen binden und damit das Packet fest zuschnüren. Dieses ist dann eine Vorstellung ihres verstorbenen Mannes und ist mit Bändern und kostbaren Gegenständen, welche dem Manne gehörten, ge-

schmückt und es vergehet manchmal die Zeit einer Jahreslänge, ehe die Witwe wieder zu einem zweiten Manne gelangt, denn sie darf keine neue Heirath, ohne Einwilligung ihrer Familie eingehen und erst dann wird das den verstorbenen Mann vorstellende Packet aufgelöst, und die Witwe hat somit wieder die volle Freiheit ihrer Wahl. Einen Vortheil hat jedoch das Kleiderbündel für sie, indem es ihr das Recht auf alle Theilungen verleihet, worauf der Mann, dessen Bild es war, Anspruch hatte, und die Witwe erhält demnach alles das, was ihrem Gatten zugekommen wäre.

#### XIV.

Das Loos der Frauen ist bei vielen Völkern ein sehr bemitleidenswerthes, je unkultivirter die Nationalitäten sind. So auch bei den Kaffern in Afrika, wo die Weiber als ein Handelsartikel angesehen werden, welcher zur Berrichtung häuslicher Arbeiten dient. Wenn der Kaffer das häusliche Glück mit einem Weibe genießen, oder richtiger gesagt, den Nutzen von einer Sklavin ziehen will, so kommt es auf die Neigung oder den Willen des Mädchens nicht an, sondern nur

auf die Habgier ihrer Eltern, weil der Kaufpreis einer Braut nach einer größeren oder geringeren Anzahl Ochsen bestimmt wird. Nach dem geförderten Preise berechnet der Bräutigam eben so genau, als wenn er eine Stutte oder eine Kuh kaufen wollte, den wahrscheinlichen Nutzen, welchen sie ihm leisten und wie viele Töchter sie ihm gebären kann, damit diese dereinst als gute Zinsen wieder gegen Ochsen vertauscht werden können. Sollte der Heirathscandidat etwa das nöthige Ochsenkapital nicht besitzen, so weiß er, daß er sich dasselbe am leichtesten bei den benachbarten Engländern verschaffen kann. Er vereinigt sich mit andern jungen Männern, die in derselben Lage sind und sie gehen über die Grenze und stehlen den Colonisten so viel Vieh, als sie brauchen; dafür kaufen sie sich Weiber und erzeugen mit diesen Kinder, von welchen die Söhne, wenn sie erwachsen sind, nicht verfehlen, bei ihren Heirathspeculationen das Beispiel der Väter zu befolgen. Vor 30 Jahren war der Preis für eine Frau aus niederem Stande 10 Ochsen, für die Töchter eines Häuptlings 60 bis 80. Die unglücklichen Frauen werden zu allen Sklavenarbeiten in der Haushaltung verurtheilt, während ihre Männer

blos die Kühe melken und auf die Jagd gehen, oder müßig um das Dorf rauchend und schwatzend herumgehen. Auch die schwere Arbeit auf dem Felde wird von den Frauen besorgt. Im Jahre 1797 hatten die Kaffern noch keine Flinten und Pferde, 1845 bereits eine Menge, welche sie den englischen Kolonisten gestohlen hatten, ebenso Schafe und Ziegen, die sich zu großen Heerden vermehrt haben.

Der größte Theil der Menschen ist noch uneinsichtig, sich das Leben nicht allein durch materielle, sondern auch durch geistige Kräfte angenehm zu machen, welche letztere allein im Stande sind, den Lebensgenuß der möglichst entsprechenden Erwartung zu verwirklichen und sich in Achtung und Liebe gegenseitig allein freudig und vergnügend herausstellen kann. Es gibt der geistigen Wilden auch in den sich denkenden Kreisen noch mehr als zu viel.

## XVII.

In den Küstengegenden von Mexiko gibt es zwei Gattungen krokodillartiger Thiere, el legarto und el caiman. Der letztere ist die kleinere Art, ein Bewohner von Flüssen oder süßen Wässern,

grün von Rücken und silberweiß am Bauch, greift selten oder nie an und lebt von Fischen und Moos. Der Legarto (Alligator) wächst bis zur Länge von 12 bis 15 Fuß, hat einen dunkel schwämmfarbigen Rücken, aschgrauen oder grauweißen Bauch und hält sich beständig in morastigen Untiefen und Seen, im brackischen Wasser und an Flussmündungen auf, wo der Zufluß von Salzwasser ihm außerordentlich behagt. Des Mittags pflegt er auf das Land zu gehen und sich zu sonnen. Die Rückhaut ist hart und fast unverwundbar, mit einer dreifachen, fast hornartigen Reihe Erhabenheiten, die beim Schwimmen sägengleich über den Wasserpiegel hervorragen. Der ganze Leib ist mit einem breitgliedrigen, schuppenartigen Panzer bedeckt, der jedoch auf Brust und Bauch an Härte abnimmt, so wie auch die Stelle unter dem Schulterblatte die einzige ist, wo die Kugel Eingang findet und tödtlich wird. Den Moschus, eine talgähnliche Substanz, hat der Alligator in zwei Kugeln augenartiger Warzen hinter der Kinnlade, die er bei einer starken Bewegung oder besonders gereizt, öffnet und alsdann die Luft mit durchdringendem Geruch erfüllt.

Zur Zeit des Ausbrütens in der Sonnen-

wärme kommen die Krokodille an die für ihre 50 bis 60 Eier, welche im Sande am Rande einer Lagune liegen, geeigneten Stellen und sobald die jungen Krokodille sich den Ausweg aus der Schale bahnen, besteigen sie alsbald den Rücken der Mutter, um solche auf ihren Lustwandlungen längs der Küste zu begleiten. Die hornartigen, reihenförmigen Erhabenheiten dienen hiebei zum Anhaltspunkt. Fällt eines der Jungen auf die Erde, so wird es alsbald von der gierigen Alten verschlungen. Eben so gefräßig ist das Krokodill hinsichtlich der Eier und obgleich es solche nie eigends ausscharrt, um sie aufzufressen, so schnappt es doch lüstern nach denjenigen, die ihnen zugeworfen werden und hebt sich förmlich aus dem Wasser, um sie aufzuschnappen. Die jungen Mexikaner, welche auf den Fang der Krokodille ausgehen, versehen sich mit Krokodilleiern und wenn sie ein Krokodill in der Nähe des Ufers erspähen, reizen sie es durch Zuwerfen von drei oder vier Eiern und so wie es nun, das nächste erwartend, seinen Vorderkörper über den Wasserspiegel erhebt, werfen sie ihm die Schlinge um, ziehen es an den Strand und befestigen diese an einem Baume, wo es unter den wiederholten Schlägen der Keule fällt.

---

## XVIII.

Die Menschen sind fleischfressende Thiere und müssen es sein, sonst würde sich die Thierwelt zu sehr vermehren, daß sie den Menschen jedes andere Genußmittel aus dem Pflanzenreiche wegessen würden. Daß aber es noch Menschen gibt, die sich selbst von dem Genusse des Menschenfleisches nähren und daran einen Wohlgeschmack finden, bewähren jetzt noch die Bewohner der Titshi-Inseln im südlichen Weltmeere. Sie schätzen diese Speise so hoch, daß das größte Lob, welches sie einer Delikatesse geben, darin besteht, zu sagen, sie sei so zart, wie ein todter Mensch. Im Kriege werden die Gefangenen ohneweiters getödtet und gebraten, selbst ältere Leichname werden mit großer Gier verzehrt. Diese kannibalische Neigung beschränkt sich indeß nicht allein auf Feinde oder Personen von einem andern Stamme, sondern man verspeißt das Fleisch der theuersten Freunde und in theuern Zeiten scheuen sich die Familien nicht, ihre Kinder zu diesem fürchterlichen Zwecke auszutauschen. Das Fleisch der Weiber wird vorgezogen und die Stücke des Armes vom Ellenbogen aufwärts, so wie das Dickbein gelten für die leckersten Bissen. Ein Wallfischzahn ist ungefähr

der Preis für ein Menschenleben. Die Engländer werden hoffentlich bald dieser Unmenschlichkeit ein Ende machen. Schon sind ihre Missionäre daselbst angefedelt.

### XIX.

Am Frohnleichnamsfeste wird in Krakau ein eigenthümliches Volksfest gefeiert, es heißt das Steckenpferdfeſt. — Sobald die Frohnleichnamſprozession bei der Kirche der Jungfrau Maria beendigt iſt, eilt Alt und Jung auf die Ebene, die ſich hinter dem biſchöflichen Pallast ausbreitet. Bald darauf naht ſich langſamen Schrittes in Reihe und Glied eine Schaar von Flößern. Sobald dieſe dort angekommen iſt, erſcheint unter dem freudigen Jauchzen des Volkes von der Seite des Dorfes Zwierzynice ein Mann in tartariſcher Kleidung, in gelben Stiefeln, einen Turban auf dem Kopfe, mit der Hand eine große Keule ſchwingend und auf einem Steckenpferde reitend. Rauchende Muſik umgibt ihn und bald iſt er die Urſache eines großen Geſchreies und Tumultes, denn wo er die Leute in Maſſen zammengedrängt findet, ſtürzt er mit ſeinem hölzernen Gaul hinein und da ſie ihm nicht ausweichen, ſchlägt er mit der Keule,

die mit Pferdehaaren ausgefüttert ist, jagt die Leute auseinander und vereinigt sich sodann mit den Flößern, stellt sich an ihre Spitze, rückt mit der Miene eines gekrönten Siegers auf die Vorstadt los, begibt sich dort in das Wirthshaus, zum Grab genannt, und trinkt Branntwein und Bier, was ihm und seinen Gefährten von den Norbertanerklosterfrauen unentgeltlich verabfolgt wird. — Die Veranlassung zu diesem Feste soll nach der Sage folgende sein. — Im Jahre 1281, unter der Regierung Leszek des Schwarzen, waren die Tartaren schon zum drittenmal, Polen plündernd, bis Krakau vorgebrungen. Gerade am Frohnleichnamsfeste, als die Prozession von der Marienkirche sich eben in Bewegung setzte, stürzten einige Flößer, die an den Ufern der Weichsel wohnten, beim Stadthore mit der Nachricht herein, die Tartaren hätten das Dorf Zwierzynice überfallen, plünderten schon das Stift der Klosterfrauen des heiligen Norbert und bald würden sie auch die Stadt überrumpeln. — Die Prozession wurde unterbrochen und großer Schreck ergriff die ganze Versammlung, aber plötzlich erfaßte ein Flößer, feck und tapfer, die Fahne seiner Zunft und rief mit starker Stimme: „Brüder auf! folget mir und laßt uns die Feinde vrrjagen.“

Seinem Aufrufe wurde sogleich Folge geleistet. Die Tartaren wurden überfallen, ihr Anführer nebst vielen andern erschlagen und die übrigen vertrieben. Die dankbar jauchzende Menge kleidete jenen Erlöser in den Anzug des gefallenen tartarischen Håuptlings und führte ihn unter Jauchzen in den bischöflichen Pallast. Um das Andenken an diesen Retter in der Noth fortan zu wahren, wird dieses Fest jährlich begangen und von den Klosterfrauen des heiligen Norbert dazu Branntwein, Geld und Bier an die Flößer vertheilt.

## XX.

Die Neger sind die passionirtesten Tänzer auf der Erde, indem sie drei und viermal vier und zwanzig Stunden ohne Rast, bei eben einer so lange Zeit unermüdeten Musikkbegleitung tanzen können. Sie haben verschiedenartige Tänze, welche sich mehr oder weniger dem Walzer und dem Contretanze nähern; solche sind aber nur Anstandstänze und Vorbereitungen zu dem Hauptnationaltänze, der Segga genannt. Wenn die Segga begonnen hat, hört für den Schwarzen Alles auf Erden auf; er ist sich selbst nichts, als ein Perpetuum Mobile, das nach dem einmal angenommenen ersten Im-

puls seiner Aufgabe, einer mit allerhand Gebärden und Gesängen verbundenen, unendlichen Bewegung lösen muß. Das Springen, Wirbeln und Toben, statt seine Kräfte zu erschöpfen, scheint sie durch ihre Aufregung ungemein zu steigern. Der Segatänzer wird nicht müde. Wird er hungrig oder durstig, so verlangt er tanzend, was er sich wünscht und verzehrt es tanzend. Die geistigen Getränke, denen er stets den Vorrang gibt, spornen ihn nur noch mehr zum Tanzen an. Der Rausch des Rumes verschwindet in dem Rausche des Tanzes und so geschieht es, daß der Berauschte den Roman immerwährend vom Neuen wieder anfängt, denn der Sega ist ein ganzer Roman, den man singt und springt und dessen Beschreibung eine gar pikante sein würde, wenn nicht jeder Moment desselben einen Angriff gegen die Sittlichkeit darstellte. Alle europäischen Volkstänze sind Schöpfungen der paradiesischen Unschuld im Vergleiche mit dem Sega. Die Trunkenheit, die sie bei den Tänzern und Musikern hervorbringt, der allgemeine Wahnsinn, den sie zur Folge hat, das Gebrüll, das Geheul, welches sie begleiten, die Ausschweifungen, welche sie veranlaßt, gewähren ein Schauspiel, das die Civilisation weder dul-

den kann, noch darf; bis jetzt aber finden die Creolen (Mischlinge von Europäern und Schwarzen) noch Wohlgefallen daran, weil ihre Bildung auch noch sehr gegen die der rein Weißen zurückstehen und die creolischen Herrschaften beehren ihr Gesinde bei dem Segatanze mit ihrer zeitweiligen Gegenwart. —

Wie viele Jahrtausende werden noch vergehen, bis sich die gesammte Menschheit zu der einzig wahren Einsicht des irdischen Lebens emporgeschwungen hat; bis alle Geister erleuchtet sind, ihr Ziel in einem ewigen Himmel und nicht in den Lüften des Erdenlebens zu suchen!

## XXI.

Die Mongolen im Norden von China haben nur ein Fest im ganzen Jahre, das Neujahrsfest am Ende des Winters im weißen Monat. Es wird als eine Siegeserinnerung der Buddhisten (Anhänger der Lehre Budhas), welche aus Indien nach der Mongolei ihre Lehre verpflanzten, gefeiert. Schon ein Monat vor dem Feste, ja noch früher, beginnen die Vorbereitungen dazu; man spricht von den erwarteten Lustbarkeiten, wählt neue Kleider, versteht sich mit Geschenken u. s. w.

namentlich sind die Chadaks bemerkenswerth. In der Mongolei ist es Sitte, dem Gast eine angezündete Pfeife zu reichen, Tücher zu geben und Stücke chinesischen Flors (Chadat) als Zeichen der Achtung und Freundschaft zu schenken. Im weißen Monat ist dieser Flor sehr begehrt, weil jeder ordentliche Mensch einige Stück haben muß, um sie mit andern zu vertauschen. Bei dem Eintritt des weißen Monats findet in den Tempeln ein Gottesdienst statt, der einige Tage dauert. In dieser Zeit lesen die Geistlichen Bücher und Gebete verschiedenen Inhalts, beten um Glück im neuen Jahr, um Fruchtbarkeit der Erde, um Gesundheit des Kaisers und Ausbreitung und Blüthe ihrer Religionslehre. Nach Beendigung des Gottesdienstes, in den Tempeln, beglückwünschen sich die Bekannten, sie tauschen Chadaks, umarmen und begrüßen einander. Auch die, welche zu Hause bleiben, beten, reinigen ihre Häuser und Hausaltäre, zünden Lampen an und bringen Opfer, die in Getreide und Früchten bestehen. Am Morgen des ersten Tages stehet Alles früh auf und die Weiber kochen Ziegelthee und Speisen. Beim Aufgang der Sonne errichten sie vor ihrer Hütte eine Art Altar und verbrennen darauf Rauchwerk.

Die ganze Familie gehet um den Altar herum, betet und läßt sich auf die Knie nieder; dann gehen alle, um den Familienvater zu beglückwünschen. Hat jede Familie für sich die Ceremonien vollendet, so gehen die Männer in ihren besten Kleidern in die Wohnung des Stammoberhauptes oder sonst zu einem im Volke angesehenen Manne. Nach gegenseitiger Begrüßung und einem kurzen Gespräch beginnt das Fest. Jeder Gast muß, wenn er seinen Brantwein austrinkt, dem Wirth einen besondern Glückswunsch bringen. Am Tage des Neujährsfestes werden alle Rangunterschiede vergessen; die angesehensten und reichsten Leute besuchen mit Vergnügen die Wohnungen der Aermsten, die sie auch in ihrem Hause mit Freuden aufnehmen. Den ersten Tag des Festes darf sich Niemand mit einer Arbeit beschäftigen. Die Glückswünsche und Belustigungen dauern zwei Wochen lang. Ringelspiele und Pferderennen finden erst im Sommer statt, wenn die Opfer, welche man den schützenden Göttern gebracht, vollzogen sind. So findet man überall, auch bei den erst nur halb civilisirten Völkern, die Einsicht, sich bei den himmlischen Autoritäten, wenn solche auch nur in ihrer Phantasie lebendig sind, für die Lebenszeit auf der

Erde zu bedanken und um deren glückliche und frohe Existenz zu bitten. Es ist ein Erkenntniß der Seelen von einer leitenden Gottheit, wenn man auch nicht die gehörige Geisteskraft besitzt, wie andere gebildete Völker, die volle Wahrheit der Religion einzusehen und zu begreifen.

## XXII.

Mitten in Afrika, uns nur durch zwei junge Eingeborne bekannt, die als Sklaven aufgekauft nach Europa und zwar nach München gelangten, bestehen einige Reiche und darunter eines Tuma la genannt, dessen Bewohner weit andern afrikanischen Völkern in der Kultur und Civilisation voranstehen und wahrscheinlich Abkömmlinge sind von den Nationen, die einst durch die Römer aus Nordafrika in das Innere dieses Erdtheiles vertrieben wurden. Hier eine Skizze ihrer Handlungsweise bei der Geburt eines Kindes.

Wenn das Kind geboren ist, so wird es auf sechs bis acht Tage einer Säugamme übergeben, weil man die erste Milch der Wöchnerin für nachtheilig hält und das Kind erst an die Mutterbrust legt, wenn die Milch dicker, nährender geworden. Unter das Bett der Wöchnerin und des Kindes

legt man 6—8 eiserne Kreuzchen, welche im Heiligthum geweiht sind; die Form desselben ist genau die unseres Kreuzes. Diese Kreuze sind von Eisenblech oder von Silber, etwa 2—3 Zoll lang und werden nach Beendigung des Wochenbettes in das Heiligthum (Tempel) zurückgetragen und dort aufbewahrt. Während der ersten acht Tage darf nach der Geburt im Hause nicht laut gesprochen werden, auch keine lärmende Arbeit vorkommen, nicht aus Schonung für die Wöchnerin, sondern aus einem religiösen Grunde, denn man glaubt, daß während dieser Zeit die Schutzgeister im Hause sind, und über der Wöchnerin und dem Kinde schweben. Während dem Wochenbette bekommt die Mutter Besuche von ihren Verwandten und Freunden, diese bringen ihr Geschenke, bestehend in Ringen, Kleidern, Vieh u. dgl. Nach Beendigung des Wochenbettes nimmt sie ein Bad, wird mit Del gesalbt, festlich gekleidet und ihr mit Perlen und Ringen geschmücktes Kind auf den Armen tragend, tritt sie unter die Hausthüre. Außer dem Hause stehet der Ime (Priester), welcher mit dem heiligen Menang (eine Pflanze) geweihtes Wasser über beide ausspricht, Gebetformeln spricht und mit aufgehobenen Händen segnet. Darauf tritt

sie heraus, begleitet von Nachbarn und Freunden, und trägt ihr Kind einmal um das Haus herum. Auf dem Wege sind Eier gelegt, die sie alle zer-treten muß. Während des Umgangs spricht die Mutter den Namen des Kindes aus, worauf ein frohes, lange dauerndes Gelage folgt. Un-gefähr im 18. Jahre müssen sich alle Jünglinge der Beschneidung unterwerfen und erst nach dieser darf sich der junge Mann verheiraten. Die Ope-ration geschieht nach dem Erntefeste in einem dazu bestimmten Hause an allen dazu Auserwählten, und wenn alle geheilt sind, dürfen sie erst das Haus verlassen, nachdem man sie mit Schärpen, Kleidern, Waffen u. dgl. beschenkt hat. An dem bestimmten Morgen hört man schon von weitem Freudrufe und ein Klängen und Klappern, das sie mit am Arme befestigten Schellen, mit Trom-meln und andern Lärminstrumenten hervorbringen. Sie bewegen sich in den nächsten Wald, wo sie durch Umhauen von Bäumen Proben ihrer kör-perlichen Kraft abzulegen haben. Die Bäumchen sind für die einzelnen schon vorher ausgewählt und jeder findet an den für ihn bestimmten Baume ein Mädchen, Verwandte oder Geliebte, welche ihm den-selben krumm gebogen hält. Er muß ihn mit ei-

nem Streich umhauen und bestimmt sich nach der Kraft und Geschicklichkeit den Rang, welchen er bei den Mädchen und unter seinen Altersgenossen von nun an einzunehmen hat. Daß es an Spott nicht fehlt, wenn einer genöthigt war, zweimal zu hauen, ist natürlich. Auf dem Festplatze, wohin man sich hierauf begibt, gefolgt von den Mädchen, welche ihnen die Bäume nachtragen. Hier stehet auf der Erde eine große Schüssel mit Getreide gefüllt, auf welcher sich ein großer Kürbisbecher voll süßen, geweihten Getränkes befindet. Die Jünglinge stellen sich in Reih und Glied, der Ime besprengt sie mit geweihtem Wasser der Reihe nach, hierauf ergreift er den Becher, trinkt daraus mehrmals unter leisem Gebet und reicht ihn jedem Einzelnen zum Trinken. Ist dies geschehen, so nähern sich die Eltern und Verwandten und geben in Gegenwart des Ime den jungen Leuten einen neuen Namen, gewöhnlich den eines mythischen oder geschichtlichen Helden, welchen sie fortan zu den bereits bei und nach der Geburt erhaltenen tragen. Ein großes Gelage mit Tanz und Spiel beschließt die Feier.

---

## XXIII.

Die Kaufläden in der chinesischen Stadt Canton stehen seltsam gegen die unsern ab. Vor allen zeichnen sie sich durch einige kleine Granittische aus, die man links an der Schwelle bemerkt und wo von Morgen bis zum Abend zu Ehren des Gottes der Reichthümer drei symbolische Höng rauchen, kleine Lunten aus Sägmehl von Sanderholz; im Hintergrund der Nische, bei dem Granittische, befindet sich ein rothes Täfelchen, wo eine in zierlichen Charakteren abgefaßte Inschrift die anständigen Leute einladet, bei Eintreten den Dschoff (Gott des Reichthums) zu grüßen. Ein Altar ist in der Scheidewand, dem Eingange gegenüber in der Höhe von drei oder vier Ellen angebracht. Hinter den mäandrischen Spizen, dem vergoldeten Schnitzwerk, den steifen Draperien von scharlachrothem oder rosenfarbenem Nesseltuch, womit dieses kleine Heiligthum geziert ist, zeigt sich die geheiligte Gestalt irgend eines mächtigen Genius und auf jeder Seite erheben sich symbolische Pyramiden mit ihrem Blätterwerk von Flitter und in Seide mit Blumen verzierte kleine Figuren. Der Laden ist völlig offen, denn er hat weder Thüren noch Fenster. Die Wände sind wie bei

uns mit Schränken versehen, das Comptoir ist links angebracht und verlängert sich, indem es einen rechten Winkel bildet, nach außen; auf beiden Seiten des Einganges hängen länglich hölzerne Täfelchen, die in alten oder neuen, in rothen, blauen oder schwarzen Charakteren den Namen des Kaufmanns enthalten und seine Dienste dem Publikum anbieten.

#### XIV.

Die Frauen in Canton haben kleine sehr zierliche Füße, einen mattweißen, leicht mit Rosenroth geschminkten Teint und eine trotz ihrer Einfachheit ausnehmend hübsche Toilette; besonders wissen sie den Bau ihres Kopfspuges kokett zu ordnen und ihn äußerst geschmackvoll mit natürlichen Blumen und Goldnadeln zu schmücken. Gesetz und Herkommen haben die Formen des Kopfspuges so wie die der Kleidung bestimmt; sie wechseln je nach dem Alter, der Stellung und dem Rang und viele junge Mädchen möchten schnell groß werden und heiraten, nur um das Vorrecht zu haben, ihre schönen schwarzen Haare in Knoten, in Helmkämme und in Sporen zu ordnen. — Der Hang zum Fuß ist allen Nationen eigen und besonders dem weiblichen Theil.

---

## XV.

In Irland hält man es in vielen Familien für einen Ehrenpunkt, die Gäste nicht eher fortgehen zu lassen, als bis sie völlig benebelt sind. Ein angebotenes Glas auszuschlagen, auf eine angebrachte Gesundheit nicht Bescheid zu thun, ist eine schwere Beleidigung, die sicher eine Boxerei oder ein Duell nach sich zieht. Wenn sich die Damen nach der Tafel in ihr Zimmer zurückziehen, beginnt das bacchische Gelage für die Männer. Der Herr des Hauses geht an die Thüre, dreht den Schlüssel um, steckt ihn in die Tasche und läßt Niemand mehr heraus. Jetzt geht es an ein Saufen los, bis die Gäste unter dem Tische liegen und auf dem Fußboden den Rausch verschlafen. Beim Spazierengehen ist es Sitte, eine Flasche mit Branntwein bei sich zu tragen. Wird eine Jagd veranstaltet, so gibt es beim Frühstück so eine Masse Punsch, daß die Jäger von einem unüberwindlichen Schlaf befallen werden, Hasen und Füchse vergessen und oft Stunden lang schnarchend liegen bleiben. — Ein markirter Zug der fortschreitenden Bildung und Lebensweisheit! — Ob man in 100.000 Jahren gescheidter sein wird,

als jetzt? Schwerlich, und wie immer nur in der Einzelheit einsichtig und vernunftkräftig.

## XXVI.

Die Fastenzeit der Türken heißt der Ramasan und ist der neunte Monat im türkischen Jahr, welchem hindurch die Anhänger des Mohamet von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sich des Essens, des Trinkens und überhaupt jedes Genußes enthalten. Die Fastenzeit fängt an, wenn einige Leute es bescheiniget, daß sie den Neumond gesehen haben. Von Constantinopel schickt der Sultan alle Jahre um diese Zeit gewisse Personen auf einen hohen Berg, der ungefähr neun deutsche Stunden von der Hauptstadt entfernt ist, um den Augenblick zu bemerken, wo der neue Mond sich ihrem Gesichte zeigt. Wenn sie ihn ansichtig werden, begeben sich drei von ihnen unverzüglich zu dem Richter von Constantinopel. Einer macht die Anzeige, daß er den neuen Mond gesehen und die beiden Andern müssen die Aussagen bekräftigen. Nachdem auf diese Weise die Erscheinung des neuen Mondes bekräftigt ist, werden augenblicklich Ausrufer durch die ganze Stadt gesandt, um die Fastenzeit zu verkündigen. Sind die Türken um diese

Zeit mit Essen oder Trinken beschäftigt, so hören sie augenblicklich auf, speien sogar das aus, was sie im Munde haben und fangen ihr Fasten an. In den Nächten aber entschädigen sie sich mit allen möglichen Genüssen und schlagen der Lehre Mahomet's damit ein Schnippchen!

## XXVII.

Im Osten unserer Erdkugel, dem Chinesischen Reiche gegenüber, befinden sich große, nahe an einander liegende Inseln, welche das Reich Japan bilden, von 40 Millionen Menschen bewohnt, und von einem Kaiser regiert werden, der zugleich auch das oberste Haupt ihrer Religion ist, wie der Pabst in Rom. Die Staatsgeschäfte leitet nebenbei eine fürstliche erbliche Familie als Viceregent und bedarf nur in besondern Fällen die Genehmigung des Kaisers.

Die Japanesen sind ein sehr friedliches, moralisch gebildetes Volk, zufrieden mit ihrer Lage und feind jeder Verbindung mit andern Völkern. Nur die Holländer allein haben das Recht, in einer Hafenstadt eine Niederlage ihrer Waaren zu halten und Handel zu treiben, werden aber dabei so sehr überwacht, daß sie blos auf den Platz abgeschlos-

sen sind, wo sich ihre Wohnung und ihre Magazine befinden. So sehr sich auch die Russen, Engländer und Nordamerikaner bereits Mühe gegeben, in ein Handelsverhältniß mit den Japanern zu gelangen, so wenig ist es ihnen bis jetzt damit gelungen. Sie dürfen gar nicht einmal zum Besuch an das Land steigen. Ja, als die Russen einmal gerettete schiffbrüchige Japanesen, welche sie auf das allerbeste behandelt hatten und bis nach Petersburg geführt, nach Japan zurück brachten, wurden solche nicht angenommen, weil sie schon von den Sitten der Europäer angesteckt wären und fremde Ideen ins Land brächten.

In Japan herrscht große Ordnung: wenn Jemand seine Wohnung verändern will und in eine andere Straße zieht, muß er von den Aufsehern seiner Gasse ein Zeugniß mitbringen, daß er sich ordnungsmäßig betragen und den Miethzins richtig bezahlt hat. Wenn sich in einer Familie ein Mitglied ausschweifend oder schlecht zu verhalten beginnt, muß es gleich angezeigt werden, sonst wird die ganze Familie für ihn verantwortlich gemacht. Auf den Hauptplätzen einer Stadt stehen Kästen, in welche man jede Klage, Beschwerde oder Anzeige hineinlegt, welche aber nicht ohne Namens-

unterschrift sein darf, sonst wird solche nicht berücksichtigt, ist dieses aber geschehen, so wird die Untersuchung gleich gepflogen und das Resultat mitgetheilt.

Die Japaner haben auch einen hohen Adel mit Fürstenrang, theils in hohen Staatsämtern, theils als Herrschaftsbesitzer. Sie machen ihre Reisen in Palankins und alles muß ihnen ausweichen, nur der Postbote nicht, dem sie Platz machen müssen.

Die Bewohner Japans befinden sich meist in einer dem Leben entsprechenden Lage, man sieht keinen ärmlich oder schlecht gekleidet und auf allen Flüssen und Straßen und den Inselufern wimmelt es von geschäftigen Menschen. Ihre Tempeln sind prächtig und ihr Gott Goddama stehet in vielen riesengroß von Gold ausgearbeitet. Das ganze Land ist bis auf die Spitze der Berge angebaut und letztere terrassenmäßig eingerichtet; jeder Mist und Kehrlicht wird sorgfältig in Krügen zur Düngung hinauf getragen.

Als Jesuiten und Dominikaner in Japan mit der Bekehrung der Einwohner beschäftigt waren, benahmen sich die erstern sehr klug dabei und wußten die christliche Lehre ihrem Götzendienst als die

nämliche anzureihen, die letztere aber schimpften sie als Heiden und drohten mit der Hölle. Deshalb brach ein Aufruhr gegen alle Christen los und diese wurden mit den Priestern von den Felsen in das Meer gestürzt. Von dieser Zeit ward jeder Verkehr mit fremden Nationen untersagt, bis es den Holländern gelang, sich dennoch einzuschmeicheln, da sie behaupteten, sie wären keine Christen, sondern Holländer.

Die Chinesen hatten vor 200 Jahren versucht, Japan zu erobern, sind aber dabei total verunglückt. Seit dieser Zeit ist Japan in Ruhe und Frieden verblieben, aber auch die Zeit wird kommen, wo besonders die Nordamerikaner, bis sie Kalifornien und Neumexico bevölkert haben, mit ihren Flotten, als die nächsten Nachbarn der Japanesen, solche zu einem Handelsverkehr mit Gewalt zu zwingen versuchen werden. Ob es ihnen damit gelingt, wird die Zukunft lehren. Man nimmt an, daß schon im Jahre 1850 die Menschenmenge auf 60 bis 100.000 dort angewachsen ist, so daß Kalifornien als eine Provinz in den nordamerikanischen Verein treten wird. In Nordamerika, wo noch auf Jahrhunderte Raum und Platz genug für die Menschen und ihren

Lebenserwerb zu haben sein wird, ist ein ganz anderes Verhältniß, als in den in Europa meist überfüllten Ländertheilen, und bei der sehr großen Betriebsamkeit der Nordamerikaner gestaltet sich dort jede Ansiedlung zwanzig und fünfzigmal schneller, als irgendwo anderwärts. Die Auswanderungen aus Europa vermehren sich ein jedes Jahr, so gewagt auch für viele solche sind, und es auch nicht möglich ist, daß sie Jedermann befriedigen können.

### XXVIII.

Wenn ein Mädchen bei den Dajaks auf der Insel Borneo verheiratet ist, sind ihre guten Tage zu Ende. Sie wird nicht allein die Ehefrau, sondern auch die Sklavin ihres Mannes. Der Mann läßt sich nur von ihr pflegen und geht nur seinem Jagdvergnügen nach. Wird er Familienvater, so ist er ein kleiner großer Herr. Nicht allein alle häuslichen Geschäfte lasten auf der Frau, sondern auch diejenigen, welche ihrem Manne ziemten. Sie muß das kleine Reisfeld bebauen, Nahrung im Walde suchen, selbst das größere Wild, das der Mann erlegt hat, holen, das Fleisch einzalzen, in der Sonne trocknen und aufbewahren,

Fische fangen, kurz alles thun, während der Mann auf der Matte liegt und Betel kaut, oder sich höchstens mit seinen Waffen beschäftigt. Und dies alles thut sie, ohne den Mund zu einer Klage zu öffnen. Sie ist innig zufrieden, daß sie für ihren Mann, den Vater ihres Kindes sich abarbeiten darf, und schätzt sich übergücklich, wenn sie von ihm keine Mißhandlung erleidet, oder ihr zuweilen gar von ihm ein zufriedenes Lächeln zu Theil wird. Vielweiberei findet bei den Dajaks nicht statt und eheliche Treue ist unter ihnen so allgemein, daß es einer Frau selbst nicht im Traume einfallen würde, ihrem Manne untreu sein zu wollen. Will ein Dajak heiraten, so muß er der Geliebten drei Schädel der Feinde darbringen, denn ohne diese Gabe wird keiner angenommen. — Was sagen die emancipationslustigen Frauen zu diesem Bestand? Müssen sie sich nicht übergücklich in ihrer jetzigen Ehestandslage fühlen, wenn sie das Loos der armen Weiber der Dajaks und überhaupt der rohen Nationen beherzigen? —

## XXIX.

Bei dem Negervolke der Aschantis in Afrika, einem Volke, welches manche Grade der Kultur

durchmacht, spielen die Sonnenschirme eine große Rolle. Sie sind von außerordentlicher Größe und reich verziert. Manche sind so groß, daß 12 bis 20 Personen darunter Platz finden können. Dieselben sind flacher gewölbt als unsere Regenschirme und bestehen aus verschiedenen Zeugen, Kattun, Leinwand, Seide und Wolle; der König hat deren von Sammet. Meistens setzen sie solche aus verschiedenen Zeugen zusammen, weil sie wie die Kinder das Bunte lieben. Rund um den Rand hängen allerlei Quasten und Verzierungen herab; oben auf der Spitze des Schirmes sind verschiedene Embleme angebracht, welche sich auf die Würde oder das Amt des Besitzers beziehen. So zum Beispiel hat der oberste Scharfrichter die Figur einer menschlichen Hand darauf, mit einem daran befestigten langen Schwerte; der Schatzmeister oder Finanzminister eine goldene Schale mit zwei kreuzweise darin aufgestellten Schüsseln. Die aristokratischen Familien, und diese gibt es auch bei diesem Negervolke wie in Europa, befestigen an ihren Sonnenschirmen, was unsere Vorfahren an ihren Schildern anbrachten.

Der König hat auf einem seiner Sonnenschirme die kleine goldene Figur eines Tigers, auf

einem andern eine goldene Schale mit zwei Täubchen; ersterer soll andeuten, wie der König unter Umständen gewaltig und schrecklich wie ein Tiger, oder in der zweiten Beziehung, die Quelle der höchsten Sanftmuth und Gnade sein könne.

Die Sonnenschirme dienen zunächst zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, dann auch als Fächer zur Bewegung und Kühlung der Luft. Die Sklaven müssen sie über den Häuptern ihrer Herren auf- und niederschwenken, und diesen dadurch Luftzug zuführen. In neuerer Zeit sind auch einige Regenschirme aus Europa in's Land gekommen, und werden als ein kurioser und kostbarer Luxusartikel theuer bezahlt.

### XXX.

Die Türken glauben, daß der Arzt blos nach dem Puls die Art und den Gang der Krankheit, ihre Ursachen, den bevorstehenden Ausgang und die nöthigen Heilmittel bestimmen kann. Aus diesem Grunde wenden sie sich nicht selten an den Arzt mit der Bitte, ihnen den Puls zu fühlen, nicht um von ihm einen Rath zu erhalten, sondern um zu erfahren, ob ihrer Gesundheit nicht eine Störung drohe. Die Weiber verlangen, daß man nach ihrem Puls nicht nur bestimme, ob sie schwanger, sondern

auch welchen Geschlechts die Frucht sei? Die praktischen Aerzte in Konstantinopel legen den Kranken nie wie in Europa die Frage vor, wo er Schmerz fühle, weil der Türke darauf stets im Tone des Unwillens oder wenigstens des Erstaunens antwortet: „Eben darum bin ich ja zu Ihnen gekommen, das müssen Sie besser wissen als ich.“ Die Doktoren fangen deshalb immer damit an, den Kranken schweigend und mit einem sehr aufmerksamen, nachdenklichen Gesicht den Puls zu fühlen, und sprechen dann mit Kopfschütteln: „Ja, ja, ich weiß schon, woran du leidest? Dauert dieser Schmerz schon lange? Wie hat er angefangen? Was sind denn für Zufälle gekommen? Was fühlst du jetzt? und dergleichen. Auf diese Art erfahren die Aerzte, ohne den Schimmer von Allwissenheit, womit die Ansicht der Türken sie umkleidet, zu versterken, alle zu ihrer Erkenntniß der Krankheit, und zur Auswahl der Heilmittel nothwendigen Einzelheiten.

Die jetzige Regierung hat eine medizinische Universität errichtet, und es finden daselbst unentgeltliche Consulationen statt. Diese Klinik, abgesehen von dem Nutzen, welchen sie der Bevölkerung gewährt, gibt auch den Studenten der be-

sagten Schule die Gelegenheit, mit den Krankheiten der Frauen und Kinder bekannt zu werden, die fast gar nicht zu der Zahl gehören, welche bei den gebildeten Ärzten Hilfe suchen.

### XXXI.

Die Afschantis-Neger sind, wie alle Negerstämme, große Liebhaber des Tanzes. Geringe und Vornehme, und sogar der König tanzt bei mancherlei Gelegenheiten, als beim Empfang einer frohen Botschaft, und vor Gästen, die man ehren will. Die Cabosirs (Abelige) pflegen oft bei Schaugeprängen und Aufzügen tagelang in Begleitung ihrer Sklaven durch die Straßen der Stadt zu tanzen und auch vor den Thüren ihrer Freunde einen Solotanz aufzuführen. Sie unterscheiden besonders zwei Tänze. Erstlich einen, wo der Tänzer auf derselben Stelle bleibt, und bloß Sprünge, Pantomimen und allerlei Gliederverrenkungen produzirt, und dann einen zweiten, wobei er die Stelle wechselt, in einem mehr oder weniger bedeutenden Kreise herumhüpft, und sich dabei einer Art Castagnetten bedient. Reigentänze, mit Vermischung der Männer und Weiber sind bei ihnen selten.

Bei solchen Gelegenheiten tanzen sie auch zuweilen um Menschenskelete, oder um die Schädel ihrer erschlagenen Feinde, die wie bei dem Eier- tanz der Sklaven die Eier, in einer gewissen Ordnung auf den Boden gelegt werden. Der Tänzer hat auch zuweilen einen mit Menschen- schädeln geschmückten Stab in der Hand. Ge- wöhnlich ist der Tanz mit Gesang und Musik be- gleitet, so wohl einzeln als im Chor, und viele ihrer Melodien sind wohlgefällig und melodisch.

Jeder Cabosir hat in seinem Hause sein eigenes Musikchor, und bei großen Aufzügen zählt man Hunderte von solchen Chören, die einen entsetzlichen Lärm in der Stadt verursachen. Trommeln dürfen bei keiner Musik fehlen. Der König hat in seinem Pallaste eine besonders große, mit der Haut einer Riesenschlange überzogene Trommel, einer Art Staats- oder Reichstrommel, die nur bei besondern Gelegenheiten geschlagen und ihm vorgetragen wird; z. B. bei Eröffnung eines Feldzuges oder bei Hinrichtungen. An dieser Trommel hängen die Köpfe mehrerer von den Ahsantis besiegten Könige.

Die Sprache der Ahsantis ist sehr weich und wohl lautend, und zu Poesie und Gesang sehr geeignet, und sie lernen fremde Sprachen mit Leich-

tigkeit. In öffentlichen Versammlungen zeigen sich diese Neger sehr beredet, und Verse improvisiren sie bei jeder Gelegenheit. Sehr stark poetisch ist es auch, daß die Ahsantis, wenn sie an einen Stein oder sonst an einen harten Gegenstand stoßen, statt unseres Weherufes laut und leidenschaftlich aufschreien: Das Ding ist toll, das Ding ist verrückt! So wie auch dieß, daß sie statt des gewöhnlichen Verbums „sein“ das Verbum „leben“ gebrauchen, z. B. nicht „die Schlüssel sind in deiner Tasche,“ sondern „die Schlüssel leben in deiner Tasche.“ Statt unseres profaischen „gute Nacht“ sprechen sie „Schlase, bis die Welt wieder erleuchtet ist.“

Wenn die Ahsantis in einen größeren Verkehr mit den Europäern kommen, und durch Missionäre aufgeklärt werden, wird ihre Bildungsfähigkeit sich gewiß sehr vortheilhaft herausstellen.

### XXXII.

In Spanien bestehet eine Bruderschaft für die Rettung aus der Todssünde. Sie ist nicht nur ein Asyl für Alle, die in Verzweiflung kommen, sondern auch eine trostreiche Nahrung für Solche, in denen noch mitten in der Lust des

Verbrechens nur einmal die Stimme des Gewissens erwacht. Wer sich an sie wendet, dem wird geholfen, und strengstes Geheimniß deckt die Wohlthat. Sie besitzt zwei große Häuser in Madrid, eines für die Schuldigen, eines für die Verirrten. Alle entlassenen Strafgefangenen werden von hier aus versorgt, reuige Sünderinnen erhalten Mittel zu einer sittlichen Existenz; Verföhrte werden hier getröstet. Eine Frau, die an das Haus der Bröderschaft anklopft, braucht kein Zeugniß vom Polizeikommissär des Stadtviertels, oder vom Pfarrer des Kirchspiels, oder von einem Comitémitglied vorzuzeigen. Das Wort — ich bin Mutter — öfnet ihr das Thor und verschafft ihr all die zarte Rücksicht und Pflege, welche die Tugend im Unglück und die verföhrte Unschuld gleich sehr verdienen. Die edle Bröderschaft verstehet ihre höhere Sendung, sie weiß, daß jene demüthigenden Förmlichkeiten, welche man in der Gesellschaft „nothwendige Vorsichtsmaßregeln“ zu nennen beliebet, nur unnütze, das Unglück verhöhnende Grausamkeiten sind. Das Opfer des Elends oder der leichtgläubigen Liebe wird an der Thüre des Asyls von keiner rohen Neugier gequält. Niemand verlangt ihren oder ihres Verföhrers Namen zu wissen.

Verläßt sie das Haus, so bekommt sie ein mit einer  
 Personalbeschreibung versehenes Zeugniß, welches  
 ihr unfehlbar die Pforten des Vaterhauses öffnet,  
 und sie vor jedem harten Worte schützt. „Die  
 Brüder,“ so lautet die Formel dieses Zeugnisses,  
 „sehen den Vater und die Mutter der Ueberbrin-  
 gerin an, nicht zu vergessen, daß Gott ihrem Kinde  
 verziehen hat, und daß ihre Tochter Mitleid und  
 Trost verdient. Gott, unser Herr, wird ihnen  
 dafür auch vergeben.“ Wehe dem Vater, der trotz  
 dieser Ermahnung sein Kind zu verstoßen oder nur  
 lieblos zu empfangen wagte! Er müßte allgemein  
 für einen Menschen ohne Religion und Glauben  
 erklärt werden, und in die stillschweigende Acht der  
 Christen gethan, würde er trotz Rang und Stand  
 gemieden werden wie ein Paria. Der Aufenthalt  
 im Hause dieser Bruderschaft bringt keine Unehre,  
 sondern verleiht ein Recht auf öffentliche Achtung,  
 da man weiß, daß nur freiwillige Lust zur Besserung  
 den Unglücklichen hingeführt. Es ist keine Polizei-  
 anstalt, kein Arbeitshaus, kein Bettlergefängniß,  
 wie man es in andern Ländern sieht. Und der  
 Elende, der das heilige Asyl verliesse, um von  
 neuem der Schande nachzulaufen, könnte nie mehr  
 auf Gnade und Mitleid rechnen. Dieß weiß man.

Die öffentliche Meinung straft tausendmal härter, als das Gesetz.

Möge diese Art Brüderschaft bald in allen Staaten Nachahmung finden, denn sie ist der ächte Ausfluß der Menschen- und Christenliebe.

### XXXIII.

Bei einer sehr bestimmten und ausgesprochenen Volksthümllichkeit besitzen die Türken sehr viele sittliche und staatliche Tugenden bei wahrhaft adeligen Zügen. Zu letzteren gehört im Umgang ein gänzlicher Mangel an aller mäkelnden Berechnung; überall tritt bei ihnen im Handel das Schenken und Draufgeben ein, um sich ja — bald könnte man sagen, keiner unchristlichen Procente schuldig zu machen. Wer mit einem türkischen Gewerbsmann zu thun hat, bringt diesem, besonders als Fremden, ein kleines Geschenk, wäre es auch nur eine Blume oder sonst eine kleine Aufmerksamkeit. Dagegen bewirtheet dann dieser seinen Kunden gewöhnlich mit einem frischen Trunk zu Eingefottenem oder mit einem schwarzen Kaffee. Für seine Arbeit fordert der Türke, wenn er es mit ordentlichen Leuten zu thun hat, nie einen bestimmten Preis, sondern überläßt es der Großmuth des Kunden,

diesen zu bestimmen. Edel und männlich ist ferner der schweigsame Ernst, besonders aber seine Zucht und Sitte in Wort und That. Schlüpfrige Gespräche, die in unseren Tagen fast die Blüthe abendländischer Romane und Gespräche ausmachen, würden den Türken empören, der solche Schattenseiten der menschlichen Natur tief im Innern seines Hauses und vor den Augen der Fremden verborgen hält. Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit sind ebenso zwei schöne Tugenden des ächten Moslems.

Ihr Christen aller Sekten allzumal, nehmt ein Exempel an den Mahomedanern, und beeilt euch ihnen hierin nachzuahmen. Ihr rühmet euch einer höhern Cultur und Civilisation, und stehet doch nicht selten in der Moral unter der von euch als Barbaren angesehenen Menschengesellschaft.

#### XXXIV.

Die Sultane und Fürsten auf der Insel Java in Ostindien haben eine Menge Kebsweiber, und sind mit ihren Töchtern, sie an Mann zu bringen, sehr verlegen, und froh, solche an geringere Große (Edelleute) verheirathen zu können. Eine solche Ehe kommt aber dem armen Bräutigam immer theuer zu stehen, weil diese hochgeborenen Prinzes-

finen oft nur sehr eigensinnige Tyranninnen sind, die ihren Ehemann mit der höchsten Geringschätzung behandeln, und mit ihm nie anders als in der gemeinen Marktsprache, deren man sich nur gegen Sklaven und gegen die niedere Volksklasse bedient, sprechen, während der Mann selbst nur in der hochjavanischen Sprache mit ihnen reden darf.

Bei den Javanern gibt es drei Sorten von Heirathen; bei der ersten Djudjur wird das Mädchen gekauft, so daß sie nicht viel mehr als eine Sklavin ist, und auch wieder verkauft werden kann. Bei der zweiten Art Ambul-Amak erwähnt der Vater eines Mädchens einen Jüngling von niederem Stande, der gar kein Familienrecht erhält, und den man nur so lange duldet, als es den Verwandten seines Weibes gefällt ihn zu behalten, und ihm nur die Ehre zugestanden, eine Frau von vornehmen Stande zu besitzen. Die dritte Art der Heirath, Semando, wird auf dem Fuß völliger Gleichheit eingegangen, so daß alle Güter gemeinschaftlich sind, und bei etwaiger Scheidung getheilet werden, diese Art von Heirath wird jetzt immer üblicher, da sie der häuslichen Zufriedenheit am meisten zusaget.

Bei der Kopulation liest der Priester einige

Sprüche aus dem Koran, welche auf den Ehestand Bezug haben und endet mit dem feierlichen Ausrufe: „Ich vereinige Euch durch das heilige Band der Ehe; seid getreu Euerem Versprechen und bedenkt, daß Euer Ehebündniß aufgehoben sein soll, wenn Ihr euch sieben Monate lang von Eurer Frau entfernt, ohne Kenntniß von Euerem Aufenthalt zu geben. Geht und lebt im Frieden. Friede sei mit Euch!“

In ihrem häuslichen Leben sind die Javaner, und besonders die Gebirgsbewohner sehr sittsam, und man hat kein Beispiel, daß ein Javaner seine Frau in Gegenwart Anderer geküßt hat, noch ihr ein unfreundliches Wort gegeben. Bei den Javanischen Frauen vereinigt sich eine liebenswürdige Gefälligkeit mit Einsicht und mancher Geschicklichkeit, und sie genießen daher eine große Achtung von ihren Männern, welche ihrer Seits weniger Untugenden besitzen, als die sich erhabenen dünkenden Europäer in dem Reiche der Ehe.

### XXXV.

Der Ramazan (die Fastenzeit der Mohamedaner) hat veränderliche Standpunkte, und dauert einen Monat lang. Sie ist sehr streng und die Enthalttsamkeit erstreckt sich selbst auf Wasser,

Rauch- und Schnupstabaß, und ist eine wahre Peinzeit, wenn die Fasten in einem heißen Monate befolgt werden muß.

Man sieht oft in Konstantinopel Rahnführer, abgemattet vor Hunger und Durst, unbeweglich auf dem Boden ihrer Boote liegen, die Augen auf die Thürmlein ihrer Moscheen gerichtet, mit größter Angst erwartend, daß der Eintritt des Mondes ausgerufen werde, welcher das Fasten unterbricht. Aber nicht zu dem Wasser, sondern zuerst wird nach der Pfeife gegriffen. Sie ist fertig gestopft und das Feuer in der Nähe.

Der Strenge des Tages folgt unmittelbar die Zügellosigkeit der Nacht. Man fastet bei Sonnenlicht, und feiert den Carneval beim Mondeschein. So wie der Mond aufgeht, verbreitet sich eine allgemeine Fröhlichkeit. Die Moscheen, die öffentlichen Anstalten, die Kaffeehäuser und fast alle Privatwohnungen werden mit Lichtern bedeckt. Man besucht, man traktirt sich, man gehet zusammen an Orte, wo Taschenspieler und Erzähler ihre Schauspiele geben.

Bei Annäherung des Tages nimmt jeder eine solide Mahlzeit ein, um die nöthigen Kräfte zur Überstehung des Fastens zu gewinnen.

Wenn man den Gang der Menschen auf der Lebensbahn auf der ganzen Erdenrunde beobachtet, so stellt sich die Erkenntniß heraus, daß der größte Theil derselben Unwissende oder Narren in sich begreift, und die Kunst, entsprechend auf dem Erdenplaneten zu leben, nur dem viel geringeren Theile zuständig ist. Der größte Theil der Menschen taumelt wie besessen auf der Erde herum, und das Erkenntnißvermögen seiner Bestimmung fehlt den Allermeisten, daher der Mangel einer allgemeinen gleichen Gottes- und Menschenliebe.

### XXXVI.

Die Koloschen, ein Indianerstamm an der Nordwestküste von Amerika, am Fluße Columbia, jetzt den Russen unterthänig, hatten früher die Gewohnheit, um von ihrer Mannhaftigkeit einen Begriff zu geben und Leib und Seele zu kräftigen, sich geißeln zu lassen. Jetzt geschieht es aber nur selten noch, weil sie durch die Russen andere Ansichten in dieser Hinsicht erhalten haben.

Die Geißelung ward an den Morgen sehr kalter Wintertage, wenn man sich im Meere gebadet hatte, oder am Abend beim Feuer in der Hütte vollstreckt. Der Älteste einer Familie geht an

die Meeresküste, läßt einen Bündel kahler Gerten bringen, wählet einige aus, und stellt sie hin, als ob er Jemanden erwartete. Darauf kommt der Beherzteste von Allen, die im eisigen Wogenschwalm sich tummeln, aus dem Meere an den Strand gehüpft, biethet demjenigen, der die Gerten in der Hand hält, seine athletische Brust, und dieser haut nun so lange darauf los, bis sein Arm erlahmt, oder bis ein anderer Held aus Neid und Prahlerei den gegeißelten Helden hinwegstößt und seine Stelle einnimmt; die Tapfersten von Allen sind mit der freiwillig empfangenen Geißelung noch nicht zufrieden, sondern ergreifen noch harte Steine und Messer und ritzen sich Brust und Arme auf, bis diese stark bluten. Dann eilen sie wieder in das Wasser, und bleiben so lang darin, bis sie völlig erstarrt sind. Man trägt sie dann an das Ufer zurück, legt sie auf eine Decke, und läßt ihren mit einer blutigen Eiskruste überzogenen Körper an einem tüchtigen Feuer aufthauen.

Diese Morgen-Geißelung ist, wie die Koloschen versichern, minder schmerzhaft, als man denken sollte, da sie in sehr kalter Atmosphäre statt findet, wobei das Wasser den Körper fast unempfindlich gemacht. Desto fürchterlicher ist die Gei-

gelung am Abend, in der vom Feuer erwärmten Hütte.

Wer alle diese Geißelungen rühmlich bestehet, von dem ist man überzeugt, daß er nie einer feigen oder niederträchtigen Handlung fähig sein werde. Als Zwang- oder Strafmittel werden diese Geißelungen nie angewandt, da es vielmehr für eine schimpfliche Selbstbestrafung gilt, wenn man ihnen ausweicht.

Wenn rohe Völker auf diese Art von Barbarei einen hohen Werth setzen, so darf man sich darüber nicht so sehr verwundern, als über die civilisirten und hochgebildet sich dünkenden Nationen, die sich auf mancherlei andere Manieren zu geißeln und zu peinigen bemüht sind, vorzüglich in Kriegs- und Revolutionszuständen.

### XXXVII.

Auf der Insel Java in Ostindien führen die angeessenen Holländer, als Herren derselben, ein sehr üppiges Leben, und besonders die Landbesitzer. Es ist bei ihnen zur Gewohnheit geworden, vor dem Mittagessen sich zu Bette zu begeben, und einige Stunden in demselben schlafend zuzubringen. Zuerst lassen sie sich von 3 bis 4 jungen Skla-

vinen entkleiden, worauf diese folgende Manövers verrichten.

1. Pidjit: ein sanftes Drücken der Arme, Beine, Lenden, des Rückens, des Halses, und selbst des Kopfes.
2. Sasau = sapu: ein leises Streichen des ganzen Leibes mit der flachen Hand.
3. Tjobit: ein sanftes Kneipen der Haut mit dem Nagel des Daumens und Zeigefingers über den ganzen Körper.
4. Tombock: leises und gelindes Stoßen mit der Faust.
5. Urut oder Kamas: ein kunstmäßiges Kneten und Kneten der Glieder und Gelenke, daß sie krachen oder knacken.

Alle diese Operationen, welche von sanften und geübten Frauenhänden verrichtet werden, führen eine wollüstige Ermattung herbei, die den Schlaf angenehm und stärkend, und die Glieder biegsam und gelenkig machen. —

Schau, schau, so weit hat es selbst der genußsüchtige, genußreiche Epikur nicht gebracht!! Lust zur Nachahmung möchte sich jedoch überall vorfinden.

---

## XXXVIII.

Die Derwische sind moslemitische Bettelmönche, welche meistens gefährliche Räuber wären, stünden sie nicht unter der Gewalt eines Oberhauptes, der eine unbeschränkte Gewalt über sie hat und ausübet. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Predigen, sie thun das Gelübde der Armuth und Keuschheit und leben von Almosen, aber viele beobachten ihre Pflichten nicht, und ergeben sich allen Arten von Ausschweifungen. Manche bleiben Monate lang an einem Orte und in einer lästigen Stellung ohne eine einzige Bewegung zu machen, wodurch sie in den Ruf von Heiligkeit gelangen. Sie besitzen einige medizinische Kenntnisse, und machen sich durch dieselben brauchbar, auch führen manche auf Straßen und öffentlichen Plätzen allerlei Kunststücke aus, und gelten deshalb für Zauberer.

Man unterscheidet zweierlei Derwische, Heuler und Dreher. Sie besuchen die Städte und Dörfer, die Märkte und Messen, um die Pinsel, die auf sie hören und ihnen glauben, auszubeuten, meistens haben sie auch geheime Aufträge, die von ehrlichen Leuten nicht übernommen werden, und machen für die Großen die Spione und Unter-

händler. Unter der Maske der größten Armuth verbergen sie oft große Reichthümer, die sie durch schimpflichen Dienst erworben haben. Sie haben überall Zutritt, selbst in den Harems, wo sie Intriguen anspinnen.

Das Hauptkloster dieser Mönche ist zu Koniah in Kleinasien, von wo sie sich nach allen Richtungen verbreiten. Auf dem Kopf tragen sie eine spizige, mit kabalistischen Zeichen bedeckte Mütze und führen einen Zauberstab; an ihrem linken Arm hängt eine Calabasse, die ihnen als Schüssel dient, um die ihnen geschenkten Lebensmittel zu sammeln; an ihrem Gürtel hängen stets zahlreiche große Rosenkränze, eine Menge Amuletten, eine kleine Kofosnuß zum Kaffeetrinken, ein Feuerzeug und ein Sack mit Tabak, auch sieht man gewöhnlich einen großen Dolch daran blinken; ein langer Rock, ein Bettelstock und ein Schaf- oder Tiegerfell vollenden ihre Ausrüstung.

Die Oberhäupter der Derwische machen Rundreisen und halten bei Großen und Reichen an, die ihnen stets Gastfreundschaft gewähren, wofür sie aber nicht Dank spenden, sondern eine Entschädigung fordern. Wird diese nicht gewährt, weil solche meistens zu übertrieben ist, so richten sie sich an der

Hausthüre ein, bleiben Monate, ja Jahre lang daselbst, bis sie völlig bezahlt sind.

Die niedern Derwische lassen sich in Gast- und Kaffehäusern, Kaufbuden, bei Bäckern und Fleischaekern nieder, zehren darauf los und bezahlen niemals, fordern nebstbei auch das gewöhnliche Almosen. Vermög dieses Privilegiums durchwandern sie ohne Kosten alle moslemitischen Länder, und kommen dann mit Gold und Silber wohl versehen in ihre Heimath zurück.

Wie dumm sind doch die Menschen, daß sie sich von solchen Spitzbuben ausbeuten lassen.

### XXXIX.

Die Bewohner der Westküste von der Insel Borneo im Ostindischen Meere sind einer außerordentlichen Spielwuth ergeben, in Folge derselben sie auch ihre Freiheit auf's Spiel setzen. Die Menschen werden dort als Schuldverschreibungen, als Pfänder angenommen, welche jedoch nicht so leicht ausgelöst werden können; dergleichen lebende Schuldscheine oder Pfänder heißen: Budak, und müssen jede Schuld abdieneu, was jedoch nur sehr wenigen gelingt, und sie oft zwingt, mit Weib und Kindern ihrem Herrn dienstbar zu verbleiben. Das

Wort der Sklaverei hat sich in das des Budak verwandelt, und ist fast eines und dasselbe Los Bereitende.

Die Behandlung, welche die Budaks genießen, ist indeß im Ganzen sehr gut. Sie dürfen nicht willkürlich gezüchtigt werden, ja der Eigennuz ihrer Herren zwingt sie, solche menschlich zu behandeln. Alle Budaks stehen unter einer von der Regierung angestellten obrigkeitlichen Person, und hat ein Budak etwas versehen, die Befehle seines Herrn nicht gehörig befolgt, zu schlecht oder zu faul gearbeitet, oder gar seinem Herrn etwas entwendet, so darf ihn derselbe doch nicht selbst bestrafen oder gar körperlich züchtigen, sondern er muß ihn bei dem Richter verklagen, der die Sache untersucht und darüber sein Urtheil fällt. Ja, wenn sein Herr dem Budak eine Ohrfeige vor Zeugen giebt, und der Beorfeigte den Herrn verklagt, so muß dieser denselben aus dem Register seiner Budaks streichen.

Die Frauen gehen aber mit den weiblichen Budaks oft sehr grausam um, wenn sie Verdacht schöpfen, daß ihre Männer mit ihnen in einem vertrauten Verhältniß leben. Sie sperren diese Unglücklichen in ein Gemach und bestreichen den empfindlichsten Theil ihres Körpers mit einem Brei

von zerstoßenem spanischen Pfeffer, welcher einen mehrere Tage langen furchtbaren Schmerz verursacht, und die Folgen jahrelang empfinden läßt.

Die Budaks sind verarmte Spieler, und zwar solche, die ihr ganzes Vermögen im Wetten auf Hahnengefechte verspielen, zu Ausborgungen ihre Zuflucht nehmen, und da sie auch dieses Geld verspielen und nicht zurückzahlen können, so verfallen sie in die Lage, solche abdieneu zu müssen, was ihnen aber selten gelingt.

Auf den Inseln Java und Sumatra, wo beinahe ein jedes Dorf eigene Fechtplätze hat, werden oft 200 bis 300 fl. auf einen Hahn gesetzt, auf dessen Kraft man ein besonderes Vertrauen setzt. Ja die Spielwuth gehet so weit, daß man Mutter und Schwestern, zuletzt Frau und Kind auf einen Hahn setzt. —

Wo man noch immerhin auf einen Erdtheil hinsieht, so findet man noch überall Mangel an jeder gesunden Vernunft und die Narrheiten auf jedem Lebenswege. Wie lange wird sich die Menschheit martern und peinigen, bis sie zur Erkenntniß des wahren Lebenszweckes gelangt? Wahrscheinlich niemals in der Allgemeinheit.

---

## XL.

Chinesen und Holländer gehen aus gleicher Absicht nach Ostindien, nämlich um sich zu bereichern. Bei ihrer Ankunft in Pontianak, an der Westküste der großen Insel Borneo, bleiben nur sehr wenige Chinesen, um als Gesellen oder Tagelöhner zu arbeiten, bringen es wohl mit der Zeit als selbstständige Meister zum Wohlstand, aber nicht zum Reichthum. Die meisten ziehen tiefer in das Land hinein und widmen sich dem Ackerbau, und nebstbei auch dem Handel. Sie sind in Betreibung desselben unermüdet. Jeder Verdienst wird freudig mitgenommen, kein Profit ist ihm zu gering. Verdient er an einer Sache einen Kreuzer, so giebt er sie weg, um für das eingelöste Geld wieder eine andere kaufen und mit derselben wieder etwas verdienen zu können. Man muß aber in Geschäften mit ihnen ganz vorzüglich auf seiner Huth sein, um nicht durch ihre Schlaugkeit, und in dieser Rücksicht, Spizbüberei, hintergangen zu werden. Sie sind die Juden jener Gegend, und um hundert Procente schlimmer, und unterscheiden sich von diesen darin, daß sie nicht allein den Handel, sondern auch den Garten- und Feldbau mit gleichem Fleiße betreiben. Wer mit den gewöhnlichen Marktpreisen

nicht schon etwas bekannt ist, so daß er sich an ihr erstes Fordern durchaus nicht stößt, sondern nur eine Kleinigkeit weniger bietet, kann immer darauf rechnen, daß er das Doppelte und Dreifache, zuweilen mehr als Zehnfache des Werthes bezahlt. Aber auch mit Verfälschung der Waare oder mit Lieferung schlechterer als das Muster ist, wird man betrogen, aber dieses geschieht meist von Kaufleuten, die im Großen verkaufen, die Krämer haben dazu nicht so gute Gelegenheit, weßwegen es nicht rathsam ist, in Ballen zu kaufen, ohne sie vorher geöffnet und genau untersucht zu haben. Fast immer wird man einige von geringerer Qualität, selbst gänzlich verdorbene darunter finden, und sind sie einmal für gut gekauft, dann müssen sie auch für gut bezahlt werden.

Beim Wiedereinpacken der Ballen darf sich der Käufer keinen Augenblick davon entfernen und muß genau aufpassen, sonst wird das eine oder das andere unter seinen Augen noch verwechselt. Das chinesische Handelsprinzip ist nicht billiger Gewinn, sondern: „Thue die Augen oder den Geldbeutel auf.“ Unter den Schinken, welche aus China kommen, findet man zuweilen auf das künstlichste und täuschendste genau geformte, oben bemalte

Hölzer mit Schweinesfett überzogen; wer einen solchen gekauft hat, braucht nicht zu denken, daß, wenn er ihn zurückbringt, er auch nur einen Pfennig vergütet oder gar an dessen Stelle einen andern bekommen würde. Der Käufer hatte ja Augen, wie er ihn erstand, und diese zu gebrauchen, konnte ihm der Käufer nicht weigern.

Wird ein Chinese bei einer oder der andern solcher Spitzbübereien ertappt, so bringt ihn dieser Umstand nicht in die geringste Verlegenheit. Hat er es mit einem Chinesen zu thun, so legt er die ausgeschossenen Waaren mit einer höflichen Verbeugung zurück, und packt an deren Stelle eben so viele gute in den Ballen wieder ein, wogegen der Verkäufer kein Wort einwendet. Ist der Käufer hingegen ein Europäer, und macht ihm über eine solche Betrügerei Vorwürfe, so verbeugt er sich ebenfalls ganz höflich und entschuldigt sich mit der Aussage, daß er die Waaren nicht selbst eingepackt habe, und also auch nicht wissen könne, daß schlechtere oder unbrauchbare darunter wären. Auch ganze Ballen schlechter Waaren werden ausgetauscht, oder ist man nicht dazu in der Lage, genau berechnet und von der Kauffumme abgezogen, wenn man nur mit demselben noch nicht aus dem Hause gewesen ist.

Die Ehrlichkeit ist überall nur eine Tugend und kein Gemeingut.

### XL I.

Ein großes chinesisches Gastmahl enthält folgende Speisen: Vogelnestersuppe, fettes Schweinefleisch mit Schmorkartoffeln, Schweinsfüße, geschmorte Pilze, Vogelneestsalat, Gänse-Kleinsuppe, junges Kanarienvogel, Rattenfleisch, Haifischflossen, gedämpften Hund, Rattenpastete, Schneckenpastete u. s. w., alle Speisen in schönen Porzellanschüsseln aufgetragen. Die Chinesen müssen einen andern Magen, als wir Europäer haben, um derlei Gerichte zu verdauen und geschmackvoll zu finden.

### XL II.

Ein chinesischer Leichenzug kündigt sich mit einer schauerhaften Musik an. Dem Sarge trägt man Laternen, Fächer, Tischchen mit Speisen für den Todten voran, an dessen Seiten gehen die Verwandten in weißen Trauerkleidern, und vor Schmerz so gebeugt, daß sie den Oberkörper ganz wagerecht halten. In der Hand führen sie einen weiß umwickelten Stab, und ziehen nicht weinend, sondern brüllend einher. Hinter ihnen wandeln

die Weiber in ähnlicher Verzweiflung, bleich mit aufgelöstem Haare, ebenfalls weiß und von ihren Dienerinnen begleitet. Aber es ist nicht besonders immer Ernst mit diesem heulenden Jammer, welcher nicht selten von gemietheten Leuten dargestellt wird. Die Menschen lieben überall ein Komödienleben.

### XLIII.

Bei den Usfoken ist es Sitte, daß die Mutter bei der Beerdigung ihres Kindes dessen Wiege auf dem Kopf trägt. Bei der Einscharrung schimpft sie auf den Tod, daß er das Kind geraubt hat, aus dem ein großer Held oder sonst ein ausgezeichneter Mann hätte werden können, und schließt ihre Rede mit den Worten: „Du grimmiger, ungestalteter, wüster, häßlicher, gräßlicher, unerbittlicher Tod, du hast mir das Kind genommen und gefressen. Dahier nimm auch die Wiege dazu und stopfe damit deinen Mund, daß dir alle Zähne ausbrechen.“

### XLIV.

Die Negervölker in Sennar (Afrika) leben in Familien zusammen, fast ohne allen Unterschied des Geschlechtes, des Alters und selbst der Verwandtschaft. So lange die Kinder klein sind, küm-

mern sich die Mütter um sie wegen ihrer thierischen Erziehung, und eigentlich, weil sie ein Eigenthum sind, das man verkaufen kann. Sobald der Sohn herangewachsen ist, verschwinden alle Verhältnisse zwischen ihm und seinen Eltern, und das führt zu einem der schrecklichsten Verbrechen, zum Morde des alten Vaters, überhaupt zur Vernichtung der alten Leute, aber diese blutige Gewohnheit herrscht nicht bei allen Negern, doch mit Gewißheit bei dem Stamme Burnu, und ist meist ein freiwilliger Selbstmord der Alten, auf die man mehr durch Ueberredung, als durch Gewalt einwirkt. Die Sache geschieht auf folgende Weise: man grabt ein Grab, etwa mannestief, vom Grunde desselben aus führt man nach der Seite hin ein Loch von einer Größe, daß ein Mensch sich hinein legen kann, dann führt man den Greis herbei, welcher nach dem Ausspruch der Neger all sein Brod auf dieser Welt gegessen hat, das heißt, nicht mehr im Stande ist, sich seine Nahrung zu holen. Man schlachtet einen Ochsen und bringt Bier herbei; das Opfer erhält nun zu essen und zu trinken, während die Andern auch schmausen und zechen. Wenn der Greis völlig betrunken ist, legen sie ihm ein Goldkorn in den Mund, je nach dem

Reichthum und der Freigebigkeit derer, welche bei dem Feste gegenwärtig sind; dieß, sagen sie, geschieht, damit er den Durchgang nach jener Welt bezahlen kann. Dann lassen sie ihn in die Grube herab, und zeigen ihm das Loch, in das der Unglückliche hinein kriecht; dann wird Alles mit Erde verschüttet, und über dem Grabe beginnt ein Tanz! — Wie viele Jahrhunderte werden vergehen, bis die Negervölker den Zweck des Lebens, und seine Annehmlichkeiten in Bildung und Kultur begriffen haben werden?

#### XLV.

Auf der ganzen Westküste der Insel Borneo im Ostindischen Hauptmeere, wird das Zuckerrohr in ziemlicher Menge gebaut, es wird aber nicht Zucker daraus bereitet, sondern nur stückweise oder in Stangen auf dem Marke als durststillendes Mittel verkauft. Eine Stange kostet  $1\frac{1}{4}$  Kreuzer, und wird von Kindern, Männern und Frauen ausgefogen. Unsere Zuckerraffination, je feiner sie ist, ist aber mehr ein gewürzartiges, reizendes Produkt, wie man an dessen brennender Schärfe im Munde wahrnimmt, und bloßes Zuckermehl würde eher der körperlichen Konstitution zusagen, als das süße

Salz des Zuckers durch dessen Fabriksbetriebsgestaltung mit manchen einwirkenden Zuthaten. Weit lieblicher ist der Erdäpfelsyrup und mild in seiner Süße, und vorzüglich der aus der Kahlendörfler Fabrik bei Wien, der Gesundheit zusagender, als der Honig der Bienen, welcher reizende Pflanzstoffe enthält.

### VLVI.

Ein Park, auf der Insel Java in Ostindien, den Niederländern gehörig, ist das reichste Treibhaus auf Erden. Man denke sich die köstlichsten Pfleglinge, die süßesten lächelnden Blumen aus dem Gewächshause eines Monarchen, das reizendste Spiel der Fantasie lebend, in Gestalt von Blüten und Blättern, wie es aus den Händen eines schönen Mädchens hervorginge. Auf dem weichsten und frischesten Rasen sind sie zufällig zu Gruppen vereinigt, oder in malerischer Absichtslosigkeit hingeworfen, ragen einzeln mit vollen Kronen, mit gefächerten Zweigen zum tief blauen Himmel empor, oder bilden in größern oder kleinern Haufen unvergleichliche Kuppeln, von den schlankesten oder den massenhaftesten Säulenstämmen getragen. Gebüsch wechselt mit majestätischem Röhrich, durch dessen Lanzenschäfte der Morgenwind

so verführerisch säufelt und flüstert. Die derbsten oder saftigsten Blätter wuchern und glänzen zwischen und neben einem Laubwerke, als ob die zartesten lichtgrauen Federn aneinander gereiht, an Zweigen lose befestigt, zu zierlichen Büscheln vereinigt wären. Baum, Staude und Strauch sind mit Blüthen bedeckt, mit großen und kleinen Formen in unnachahmlichem Schmelze, daß man nicht weiß, sind es farbenschillernde Schmetterlinge, welche ruhen, sind es farbenglühende Sterne, die über Nacht alle auf die Pflanzen gefallen sind. Dazwischen ziehen sich wohlgeebnete Kiespfade, in vielfach wechselnden Windungen unter Lauben hin, die ein Gewölbe aus anmuthig gefügtem Gitterwerke bedeckt, wo in munterm, lebendigen Durcheinanderwirren Schlingpflanzen jeglicher Art ihr helles Blättergeschmeide, ihre bunten Blüthenbüschel dem Ruße der Morgensonne darbieten, daß ihr Strahl die feuchten Edelsteine trinke, welche in den Kelchen funkeln und flimmern. Eine Gegend Javas, Preniger Regentschaft genannt, ist das Paradies aller ostindischen Wunderlande, der Paradiesgarten Javas, und doch wohnen auch dort keine Engel, sondern irdische Menschen, mit allen guten und schlechten Eigen- und Leidenschaften, und nie in der Mehr-

heit, die letztern am zahlreichsten. Der schönste Theil der Erde ist noch kein Himmel, denn es fehlt ihm die geistige Klarheit seiner Bewohner, die Ewigkeit des Lebens auf Erden.

### XLVII.

In der Provinz Constantine (Algier) wird ein sogenanntes Regenfest bei einem trockenen Frühling gefeiert. Die mahomedanischen Priester (Marabuts) schreiben eine Bußzeit aus; aus allen Moscheen ziehen Prozessionen mit ihren heiligen Fahnen aus, singend und betend durch die Stadt, indeß die liebe Gassenjugend, Derwische und Wahnsinnige, welche bei den Mahomedanern für Inspirirte und Heilige gehalten werden, den Schluß der Prozession gestalten, und die Wahnsinnigen von einer Bande großer Jungen mit Gewalt zum Thore an die Ufer des Flusses Kumnol hinausgeschleppt werden, und dazu litaneienmäßig gesungen wird:

„Es ist kein anderer Gott als Gott,  
Sein Regen helf' uns aus der Noth.“

Außer Athem und schweißtriefend kommen die Wahnsinnigen auf einen kleinen Felsen, der den Fluß überraget, und von demselben unter schallendem Gelächter von vielen hundert Neugierigen kopsüber

in das unfreiwillige Bad gestürzt werden, von wo aus man sie unter denselben Ceremonien wieder nach der Stadt zurückführt.

Diese Wasserprobe dauert vierzehn Tage, während welcher über 50 dieser Auserwählten täglich auf eine für sie so unbequeme Art gebadet werden. Wenn jedoch der zu ersiehende Regen noch nicht eintritt, werden auf dem Gipfel einer Anhöhe nächst der Stadt große Zelte aufgeschlagen, unter welchen die Marabuts, unter einem ungeheueren Zulauf von Menschen, den ganzen Tag mit Singen und Beten zubringen. Einer derselben legt das Gelübde ab, keinen Tropfen Wasser mehr zu trinken, bis es regnen würde, ein anderer Berrückter läßt sich eine große Quantität Mehl geben, woraus er mit Wasser eine ungeheurere Schüssel voll flüssigen Breis verfertigt, mit der Erklärung, daß es regnen würde, sobald er seinen Brei würde aufgezehrt haben. Nun macht er sich ans Werk, allein trotz seines ächt homerischen Appetits ist es ihm unmöglich, auch nur den zwanzigsten Theil hinabzuschlingen. Der Unglückliche wendet alles an, um den Inhalt der Schüssel zu vermindern; er besalbt sich den Bart, Arme und Füße, sowie auch seine ganze Kleidung mit einer dicken Lage Brei, und sein Bauch strotzt

wie eine Trommel, da aber der erwartete Regen noch nicht kommen will, entflieht er endlich aus den Augen der Zuschauer. Stellt sich aber zufällig um diese Zeit einiger Regen ein, so erschallt ein großer Jubel zur nicht geringen Satisfaktion des dürstenden Marabuds, und die heiligen Fahnen werden nach den Moscheen zurückgetragen.

### XLVIII.

Wenn man im Innern von Südamerika reist, läßt man Abends die Thiere frei weiden. Um indessen zu verhindern, daß sie sich nicht gar zu weit entfernen, gibt man jedem Trupp ein altes Pferd, das man *Madrina* heißt, und das keine andere Obliegenheit zu erfüllen hat, als der Maulthiersfamilie zum Führer zu dienen. In kurzer Zeit gewinnt dieses Pferd durch seine Erfahrung in Betreff der Weiden, so wie der Punkte, an denen Wasser zu finden ist, die auffallendste Macht über die Maulthiere. Sie gehorchen ihm in allen Stücken und folgen ihm unablässig. Doch weiß die *Madrina* auch nöthigenfalls ihrem Ansehen durch kräftige Hufschläge, die sie den ungelehrigen Maulthieren gibt, Achtung zu verschaffen. Diesem leitenden Pferde hängt man eine Glocke um den Hals, deren

Geflingel den Maulthiertreibern dann leicht die Richtung andeutet, in welcher sie die Thiere zu suchen haben. Werden während der Nacht die Maulthiere von irgend einer Gefahr bedroht, so scharret sich der ganze Trupp um die Madrina, lauert ein Tiger oder ein Jaguar, so bilden die Maulthiere einen Kreis um ihre Beschützerin, alle ihre Köpfe sind ihr zugewendet, und mit furchtbaren Hufschlägen weisen sie den Feind zurück, der sie anfällt.

### XLIX.

Von dem kleinen schmutzigen Dorfe Aripo, auf der Insel Ceylon im ostindischen Meere, gehen jeden Morgen während der Perlenfischereizeit 200 Boote in die See, von welchen jedes zwei Taucher, zwei Gehilfen und einen Soldaten mit geladenem Gewehre enthält, welcher darauf zu sehen hat, daß die Muscheln ihrer Schätze nicht eher entledigt werden, als bis sie an das Ufer gebracht sind. Wenn die ganze Flotte an ihrem Bestimmungsplatze etwa 4 englische Meilen vom Lande angekommen ist, beginnt die Perlenfischerei. Um den Täuchern zu erleichtern, den Meeresgrund zu erreichen, der 10 bis 20 Klafter tief ist, hat man ein langes Tau um eine Rolle gewunden, welche

von einer Duerstange am Mast über den Bord hinaus hängt, und an das Tau einen Stein von 200 bis 300 Pfund Gewicht befestiget; man läßt den Stein neben dem Boote herab und der Taucher, welcher einen Korb bei sich hat, der gleichfalls mit einem Tau im Boote befestiget ist, gibt, auf dem Steine stehend, ein Zeichen, ihn herabzulassen, und sinkt somit ganz rasch auf den Grund; dann wird der Stein wieder heraufgezogen, während der Taucher im Wasser mit der rechten Hand so viel Perlenmuscheln als möglich in seinen Korb legt und mit der linken an Felsen oder Seeegewächse sich fest hält. So wie er diese losläßt, schießt er an die Oberfläche empor und wird sogleich von dem einen Gehilfen ins Boot gezogen, während der andere den Korb mit den Muscheln aufzieht. Dann wird der zweite Taucher ins Wasser gelassen, und so geht es abwechselnd fort bis 4 Uhr Nachmittags, wo sodann alle Boote nach Aripo zurückkehren. Der Taucher, welcher am längsten im Wasser geblieben, bekommt eine Belohnung. Die längste Zeit erstreckt sich höchstens auf 2 Sekunden, und nicht länger ohne Nachtheil.

Die eingebrachten Muscheln werden in das Magazin der Regierung gebracht, wo solche bei

eingetretener Fäulniß sich selbst öffnen. Sie werden in kleine Haufen getheilt und meistbietend verkauft.

Diese Art ist ein Lottospiel, indem man vielleicht einige Pfund Sterlinge für einen großen Haufen Muscheln bezahlt, ohne eine einzige Perle darin zu finden, während ein armer Soldat, welcher 1 oder 2 Groschen für  $\frac{1}{2}$  Duzend anlegt, vielleicht eine Perle darin findet, so werthvoll, daß er damit nicht nur seinen Abschied erkaufte, sondern auch den Rest seines Lebens sorgenlos zubringen kann. Es kommen nur wenige Perlen aus Ceylon nach Europa, denn sie werden beinahe sämmtlich an die reichen Bewohner der Küste von Ostindien verkauft.

### L.

Auf der Insel Borneo befindet sich die Gattung der langnasigen Affen, welche statt einer eingedrückten Nase einen fleischigen Rüssel haben, welcher über den Mund herabhängt, und an dessen Ende sich die Nasenlöcher befinden. Der Affe kann denselben nach Belieben einziehen und aufblähen, wobei die Nasenlöcher dergestalt sich erweitern, daß man einen Finger hineinstecken kann, ohne die Wände des Rüssels zu berühren. Seine schmutzigen Haare bilden an der Unterkinnlade, Hals

und Nacken einen breiten abstehenden Kragen. Dieser langarmige Affe mit 2 bis 3 Zoll langem, grauem, wolligem, aber nicht krausem Haare, hat ein schwarzes Gesicht und eben solche Hände; durch seinen langen Bart, wodurch sein eben nicht großes Gesicht noch kleiner aussieht, bekommt er ein altes, träges Aussehen. Seine vordern Arme sind lang, so daß er mit einem nur etwas vorgebückten Rücken die Erde mit den Fingerspitzen berührt. Er ist ein sehr gutmüthiges Thier, welches zwar nicht rastlos klettert und springt, wie die meisten Affenarten, aber deswegen doch nicht stille ist. Er wird sehr leicht gezähmt, und in diesem Zustande trifft man ihn häufig bei den Einwohnern an einer langen 5 bis 6 Fuß hoch über der Erde auf zwei Pfählen befestigten Querstange neben ihren Wohnungen. Er schwingt sich alsdann beständig mit seinen langen Borderarmen von einer Stelle zu der andern. Sehr oft nimmt er das ihm dargereichte Obst mit der einen Borderhand an, und verzehrt es, indem er mit der andern hängen bleibt; hat er seine Mahlzeit verrichtet, dann schwingt er sich wieder weiter, bis Jemand kommt, um ihm die Hand zu reichen, die er alsdann grinsend aber zutraulich schüttelt. So wie er bemerkt, daß man

wieder fort will, läßt er sie wieder gutwillig los und schwingt sich wieder hin und her.

## LI.

Ein englischer Offizier berichtet über die Schlangenbeschwörer Folgendes: In einem Winkel des Hofes lag eine ungeheuere Klapperschlange ganz ruhig, als der herbeigeholte Schlangenbeschwörer, ein alter Cingalese, sich dem Hühnerstalle näherte, und einen seltsamen, monotonen Gesang anhub. Die Schlange ward unruhig, rollte sich auf, und zeigte uns den ganzen Umfang ihres riesenhaften Körpers, der höchst zierlich weiß und schwarz gefleckt war, schien indessen nicht im mindesten geneigt, ihren Schlupfwinkel zu verlassen. Der Cingalese zog sie daher am Schwanz aus ihrem Zufluchtsorte, und versteckte sich dann, ohne jedoch seinen Gesang zu unterbrechen.

Die Schlange, welche sichtbar immer unruhiger wurde, erhob sich hierauf auf den untern Theil ihres Körpers, und reckte den Kopf, als wolle sie auf ihren Feind sich losstürzen, aber dieser, ohne im geringsten eingeschüchtert zu sein, stellte sich ihr entgegen, und zog sich immer singend durch eine Seitenbewegung bis dicht an die Schlange,

indem er ihr einen rothen Lappen am Ende eines Stockes entgegenhielt, was nach ihrem Gezische zu urtheilen, sie sehr zu reizen schien. Während einer Stunde setzte der Alte sein Verfahren fort, ging, drehte sich um, sang und brachte die Schlange endlich dahin, daß sie ihre Augen starr auf den Beschwörer richtete, jeder seiner Bewegung folgte, das Haupt gleichsam nach dem Takte neigte, als ob sie seinen Gesang begleitete, und nichts dagegen hatte, daß er nach und nach sich allerhand Freiheiten mit ihr erlaubte. Zuerst warf er ihr einen Besen, dann ein Tuch, und endlich ein Huhn zu, welches von der Schlange mit Gezisch empfangen und gebissen wurde. Das Huhn starb in drei Minuten, aber den Eingalesen wagte die Schlange nicht anzugreifen.

Wie groß war aber unser Schrecken, als der Beschwörer, gleichsam seines Sieges gewiß, sich immer der Schlange singend näherte, sie berührte, ihr mit der Hand den Kopf und den Hals streichelte, und dieß ungestraft mehrmal wiederholte. Es war weder Taschenspiellerei noch Betrug im Spiele, und es scheint, es gebe einen magnetischen Einfluß, der sich auch auf die Thiere erstreckt. Auch in Egypten giebt es Schlangenbeschwörer,

welche die Kunst verstehen, den Schlangen erst das Gift zu benehmen, und solche dahin zu bringen, daß sie nach ihrer Pfeife, auf den Schweif sich erhebend, tanzen müssen.

## LII.

Auf der Insel Ceylon im asiatischen Südmeere bestehet noch die Lehre der alten Verehrer des einzigen Gottes, Buddha daselbst genannt. Die Tempel, demselben geweiht, sind in den dichtesten Wäldern versteckt, und wenn man einen besucht, so wird man von vornehmen, gastfreundlichen Priestern empfangen, in gelben Gewändern mit geschorenem Haupt und Bart, und unter ihr Dach geführt. Hier erfüllt der Duft der seltensten Blumen die Atmosphäre, und das Schimmern der mit Cocosöl gefüllten Lampen beleuchtet den riesenhaften, aus dem Felsen gehauenen und mit brennenden Fackeln, namentlich orange und gelb bemalten Buddha, der sitzend oder liegend die ganze Höhe oder Länge des Tempels einnimmt. Die gastfreundlichen Priester setzen sogleich den Besuchern ein reinlich bereitetes Mahl vor, das aus Vegetabilien mancherlei Art bestehet. Die bei dem Tempel erzeugenen Kinder umgeben den Fremden mit fin-

discher Neugier. Einige wehen ihm mit Fächern Luft zu, andere bringen kaltes Wasser, und bald ist eine Cigarre bereitet aus den im Garten abgerissenen Blättern, oder reicht Bettel, Zuckerrohr und vielerlei Erzeugnisse, von denen man sich kaum etwas träumen läßt. Die Bewirthung geschieht mit schweigender Ehrerbiethung.

Diese Waldgeistlichen flößen ihren Schülern Wohlwollen und Sanftmuth ein, und bilden sie zu friedlichen guten Menschen. Durch diese Eigenschaften zeichnen sich die Eingeborenen der Insel Ceylon aus, welche ein einförmiges, redliches Leben führen. Die in diesem sehr schönen Lande lebenden Menschen sind glücklich, ihre Gesichtszüge sind edel, der Ausdruck sanft und gutmüthig; sie zeichnen sich durch eine stattliche Gestalt, hohen Wuchs und angenehme Körperbewegungen aus.

Es ist schmerzlich, das Lobenswerthe dieser als halbwild von Europäern angesehenen Nation nicht auf dieselben in diesem Maße anwenden zu können; in Europa, wo leider die immer sich erneuende Kriegsfurie und Revolutionsucht das Leben der Menschen größtentheils zu einem unglücklichen gestaltet.

---

## LIII.

Die Stimmung des Kaisers von Marokko bezeichnet die Farbe seines Pferdes. Reitet er auf einem weißen Rosse aus, so erschallt ein allgemeiner Freudenruf von den Zuschauern auf den Dächern. Sie rufen freudig aus: der Sultan reitet ein weißes Pferd, dieß bedeutet Freude und Vergnügen. Reitet er auf einem rothen Pferde, so führt er Lanze oder Säbel, und erscheint er auf einem schwarzen, so hat er Pulver und Muskete. Diese äußern Zeichen haben demnach eine vorzeichnende Bedeutung.

## LIV.

Die Juden der Berberei (Afrika) sehen auf die Juden in den christlichen Ländern hoch herab. „Wir haben,“ sagen sie „nur die Versuchungen der Armuth und Gefahr zu bestehen, sie aber die des Wohllebens und Reichthumes.“

In Marokko soll sich die Zahl der Juden auf eine Million belaufen. Sie zahlen keine Kopfsteuer, aber eine andere erst neu eingeführte. Ehemals übermachten sie dem Herrscher eine goldene Henne mit 12 Küchlein in emallirter Arbeit, und dieß war ihre ganze Steuer. In Tunis und Tripolis geschieht dieß noch. Freilich sind sie nichtsdesto-

weniger manchen Erpressungen von Seite der Provinzialgouverneure ausgesetzt, und es kann sie Jedermann an jedem heiligen Plage schlagen, wo die Schuhe abgenommen werden müssen; sie wissen aber diesem Schmach meistens auszuweichen, und in der Neuzeit ist kein Beispiel von diesem Unfug vorgekommen.

#### LV.

Kein Volk in Europa ist so sehr geneigt, sich durch eheliche Verbindung mit fremdem Blute zu vermischen, wie das russische. Deutsche Bauer-  
mädchen sind von russischen Beamten und Kauf-  
leuten fast eben so gesucht, wie die schönsten Mädchen aus dem georgischen und armenischen Adel, und während der russische Adel sich in Georgien mit dem einheimischen durch Heirath verschwägert, stehlen ledige Leibeigene im südlichen Rußland die Töchter der Tartaren, heirathen die Kosaken am Kuban die geraubten Tscherkessenmädchen. Bemerkenswerth ist es, daß aus allen diesen Mischehen, auch mit deutschen Mädchen, fast immer ächt russische Kinder, dem Typus und dem Charakter nach, hervorgehen — eine Thatsache, welche für die solide Kraft der slawischen Race zeugt.

---

## LVI.

Die Zigeuner stammen wahrscheinlich aus Südastien und mögen durch eine andere Volksübermacht aus ihrem Vaterlande verdrängt worden sein, und zerstreuten sich in allen Erdtheilen, wie die Juden. Sie führen in Syrien, Aegypten und Persien ein Wanderleben. Die Männer handeln mit Eseln, Pferden und Rindvieh, und gewinnen meist ihren Lebensunterhalt durch die Leichtgläubigkeit der Menge. Die Weiber wahrsagen und verkaufen Amulette, und bereiten Liebestränke. Von Religion bemerkt man nichts bei ihnen, in-  
 defß haben viele aus Zwang das mahomedanische Glaubensbekenntniß gelernt und wiederholen es, wenn man in sie dringt. Sie essen Fleisch von allen Thieren, das Schwein ausgenommen. In der Nähe von Städten bekleiden sie sich wie andere Leute, aber in den Bergen und sonst abgelegenen Orten gehen sie beinahe nackt, und wohnen in Zelten und beweglichen Hütten. Sie haben unter sich eine besondere Sprache, aus allen asiatischen Dialekten zusammengesetzt. Einige andere Bagabunden behaupten gleichfalls, wiewohl fälschlich, Zigeuner zu sein. Die Zigeuner verheirathen

sich selten mit den umwohnenden Völkern, und fügen sich dem Aeußeren nach dem mahomedanischen Glauben, wenn sie es vortheilhaft finden, wie die Juden in Europa Christen werden. Eine Vergleichung mit den Wörtersammlungen, die in Europa gemacht wurden, liefert den überzeugenden Beweis, daß alle diese zerstreuten Stämme einer großen Race angehören. —

Wann wird die Zeit kommen, daß auch diese Erdbewohner in das Reich der Civilisation und Kultur gelangen, und zu der Einsicht kommen, welche Bestimmung die Menschheit auf der Erde hat, um ihre Lebenslaufbahn so beglückend und zufriedenstellend sich zu gestalten, und die Schönheiten und Reize der Erde mit freudiger Einsicht zu genießen? Wenn man in der Erfahrung lebt, daß die sich bereits höchst civilisirt denkenden Völker noch im Ganzen genommen von der ächten Kunst, vernünftig zu leben, entfernt sind, und sich morden und peinigern, so müssen die Zigeuner, selbst bis zu diesem Verhältniß fortschreitend, noch lange immer im Rückstand bleiben.

---

## LVII.

In vielen Ortschaften im Innern der Insel Sardinien bestehet noch die Sitte der Todtenklage. Der Leichnam des Verstorbenen wird in die Mitte des Zimmers gelegt, das Gesicht nach der Thür gewendet, und um ihn versammeln sich die Verwandten und Freunde nebst einigen Frauen, welche umsonst oder gegen Bezahlung den Verstorbenen beklagen, und dessen Lob besingen. Diese Klage- weiber sind mit schwarzen wollenen langen Röcken bekleidet, woran eine Art Capuze befindlich ist. Zuerst geben sie keinen Laut von sich und sehen aus, als wenn sie gar nicht wüßten, daß in der Familie ein Todesfall sich ereignet hat, aber plötzlich wie zufällig gewahren sie die Leiche, und alle fangen nun an zusammen zu weinen und zu klagen, mit den Zähnen zu knirschen und unter Seufzern und lauten Ausrufungen sich das Haar auszuraufen, sich auch zur Erde zu werfen, wobei sie die geballten Fäuste wie Rasende zum Himmel erheben und Geberden und Zeichen eines wahren heftigen Schmerzes zur Schau tragen. Wenn dieser Lärm vorbei ist, beginnt eine der Klageweiber eine improvisirte Todtenklage für den Verstorbenen, wobei die ganze Versammlung am Ende jeder Strophe

als Chor mit dem Schmerzenrufe *Ahi! Ahi!* einfällt. Der Styl und die Weise des Liedes richtet sich nach den Ständen und dem Alter der Todten, aber gewöhnlich werden das Lob der Tapferkeit, die Tugenden seiner Ahnen, die Zuversicht, daß er solche übertroffen haben würde, wenn er länger gelebt hätte *ic.* darin eingeflochten.

Wenn aber Jemand von einem Feinde aus Blutrache getödtet worden, dann lassen die Klageweiber keine Töne des Schmerzes und des Kummers erschallen, sondern nur Ausrufe der Wuth, des Hasses und der Rache, und stacheln zur Vergeltung des Verstorbenen, die Gefühle der Verwandten auf. Die Regierung hat zwar diese Todtenklagen verboten, aber sie kommen doch noch immer vor.

In einigen Distrikten von Sardinien herrschte die Sitte, daß die Wittwe eines Ermordeten in ihrem schönsten Puz, aber mit aufgelöstem Haare, das über ihren Nacken und ihre Schultern herabhäng, in Begleitung ihrer Verwandten vor der Obrigkeit erschien, und öffentlich nicht etwa um Gerechtigkeit, sondern Rache gegen den Mörder ihres Mannes forderte. Bei ihrer Rückkehr legte sie die festlichen Kleider ab, und zog solche so lange nicht wieder an, als sie ungerächt Wittwe blieb.

— O! die Menschenliebe, die Menschenliebe! wie weit ist sie noch überhaupt von der Menschheit entfernt. Die Geschichte der Menschheit ist leider noch immer ein schmerzzerregendes Gemälde des menschlichen Lebens.

### LVIII.

Der Aberglaube, eigentlich der Wahnglaube auf eine zauberkräftige Macht der Menschen zum Guten oder zum Bösen, hat von jeher die meisten Anhänger gehabt, und hat deren jetzt noch, in denen sich einsichtig denkenden Bewohnern der verschiedenen Erdtheile, ja in dem sich an die Spitze der Kultur sich stellenden Europa!

Einer der schädlichsten Wahnglauben besteht im ostindischen Archipelagus auf der Insel Flores, wo die Strandbewohner Christen sind, aber was für welche? Bei ihnen herrscht der Aberglaube, daß bei ihnen einige Hexenmeisterfamilien existiren, welche außer andern Teufelskünsten, auch ihren Leib mit der Seele verlassen können, welche Seele nun herumläuft und allerlei Unfug und Unheil treibt, was um so gefährlicher ist, da so eine unsichtbare Seele leicht der Polizei entwischen kann. Wird aber eine solche Zauberfamilie entdeckt, dann

werden auch alle Mitglieder derselben ohne weiters ermordet oder verbrannt.

Im Jahre 1838 gelang es jedoch einem Herrn Dr. G., eine solche Zauberfamilie von ihrem Tode zu retten. Sie sollte in der See erfäuft werden, da man jedoch seinem Antrag, solche als Sklaven zu kaufen, und in ein weit entferntes Land zu führen, Gehör gab, so brachte er sie nach einer andern weit entfernten Insel, wo er ihnen ein Stück Land kaufte und sie mit einigen Krämereien zurückließ. Im Jahre 1841 sah er seine Schützlinge wieder; sie waren sehr zufrieden und konnten ihrem Retter nicht genug danken. Herr Dr. G. brachte zwei Knaben von dieser Familie nach Makassar, hübsche malaische Jungen, wo er sie etwas lernen ließ, und dann wieder ihren Eltern zurück stellte. Alle waren frei und keine Sklaven mehr.

### LIX.

Das Kirchenfest zu St. Lorenzo-maggiore in Neapel wird folgendermaßen gefeiert: Sobald die Procession der herbeiströmenden Volksmenge vor die Kirche gelangt, treten die sämtlichen Geistlichen zur Begrüßung derselben im feierlichsten Ornat ebenfalls von einer Musikbande begleitet, unter

dem Geläute aller Glocken hervor, und bilden ein Spalier vor der Kirchenpforte. Auf ein gegebenes Zeichen erschallt eine rauschende Musik; mehrere Kirchendiener nähern sich und befestigen ein Seil, welches von dem nahestehenden Glockenthurm herabhängend an das Piedestal der St. Lorenzo-Statue, welche mit Blumen und Bändern geschmückt ist, befestiget wird.

Während nun sich die Blicke nach dem höchsten Thurmfenster richten, welches mit Fahnen, Guirlanden, Gold- und Silberfitter reich geschmückt ist, ertönen plötzlich auf ein gegebenes Zeichen mehr als 100 Pöllerschüsse, die Musik spielt das rauschendste Kirchenstück, ein schmales Fenster öffnet sich hoch oben, und wie ein Seiltänzer geschürzt und gepunkt, jedoch ohne Balancierstange, erscheint ein beiläufig achtjähriger geflügelter Engel aus Pappe am Rande desselben. Alles jauchzt hoch auf vor Entzücken, und der pappene Engel dreht sich dankend links und rechts, legt seine Händchen auf die Brust und macht einen steifen Knix gegen das schaulustige Publikum. Alsdann beginnt er auf einem glatten Rollgestell, geleitet und gehalten durch mehrere Fäden an Kopf, Rumpf, Armen und Beinen, sein Herabsteigen auf dem Seile.

Nach ächter Seiltänzerfötte hält er mehrmal an, streckt seine Gliedmaßen von sich und grüßt rechts und links. In der Mitte angelangt, wirft er sich vor dem heiligen Lorenz auf die Knie, und macht darauf der Kirche und dem anwesenden Publikum seinen Krassfuß. So geht es unter mehreren Kapriolen vollends herab bis zu den Füßen des Heiligen, wo das Knien und Ersterben in Demuth einige Minuten dauert, begleitet von einer doppelten militärischen Musikbande, welche sich ebenfalls auf die Knie wirft, oder wenigstens im rechten Winkel sich zur Erde beugt. Dann schwebt der Engel wieder in die Höhe und verschwindet, worauf sich alles in die Kirche begiebt und dort das eigentliche Kirchenfest gefeiert wird.

Die meisten Menschen lieben die Anschauungen mit den Augen mehr, als die mit dem Geiste, und die Ceremonien haben mehr Werth für sie, als die moralische Religion. Sie hängen Alle zu viel an den irdischen Gelüsten und Zeitvertreiben, und das Komödienartige behagt ihnen bei jeder Gelegenheit.

## LX.

Im Innern des Landes Sennar (Afrika) gibt es nach den neuesten Berichten des französ-

fischen Reisenden du Couret eine Menschenrace, welche eine etwa 3 bis 4 Zoll lange Fortsetzung der Wirbelsäule, also einen Schwanz hat. Man schätzt die Zahl dieses Stammes auf 30 bis 40 Tausend Köpfe. Sie verehren zum Theil die Sonne und den Mond, zum Theil die Sterne, andere die Schlange und die Quellen eines großen Stromes, dem sie Opfer darbringen. Sie essen Pflanzen, Wurzeln, Früchte und rohes Fleisch, namentlich wenn es noch blutet; sie lieben vor allem Menschenfleisch und essen die Körper ihrer Feinde, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, jedoch ziehen sie das Fleisch von Weibern und Kindern als saftiger vor. Diese Menschenrace ist übel gebaut, mit langen mageren Körpern, langen Armen, längern und flachern Händen und Füßen, als sonst gewöhnlich; das Unterkiefer ist breit und lang, die Stirne schmal und stark zurückweichend; die Augen klein, schwarz und glänzend, der Mund weit, die Lippen dick, die Zähne stark und scharf, das Haar wollig, aber nicht sehr reichlich. Sie heißen sich Ghilani.

### LXI.

Die neuen Juden in Syrien und Palästina zerfallen in zwei große Klassen, die Sephardim

und Aschenazim; die ersteren bestehen aus Abkömmlingen spanischer Juden, die andern aus Nachkommen von polnischen und deutschen Israeliten. Die ersteren sind die reichsten; zu Damaskus sind ihre Häuser mit großer Pracht ausgeziert, obgleich die Furcht sie nöthiget, solche durch Umgebung einer Mauer der Schaustellung zu entziehen.

Die Aschenazim, obgleich im Allgemeinen ärmer, sollen gelehrter und in ihrem Ceremonien-dienst strenger sein. Eine Sekte dieser Parthei macht Anspruch auf noch größere Strenge und nennt sich Hassadin oder Chasidim. Nach deren Theorie, daß mehrere seltsame Bewegungen das Abgehen des Geistes von äußerlichen Dingen befördern, und zu den Betrachtungen des göttlichen Gesetzes hinführen, schwenken sie den Körper mit großer Heftigkeit hin und her; sie ächzen, schreien, stoßen die wildesten und seltsamsten Töne aus, und beugen ihren Kopf in scheinbarer Angst gegen die Thüre der Lade, in der das Gesetzbuch aufbewahret wird, und klopfen laut mit den gefalteten Händen daran. Liest einer den für den Tag bestimmten Theil des Gesetzes, so schwenkt er den Kopf und den oberen Theil des Körpers heftig hin und her, und spricht die Worte im raschen oder trübseligen Ton mit gewissen Beu-

gungen der Stimme am Schluß der Sätze. Diese Art Recitativ geschieht nach einer vorgeschriebenen Formel, die bedeutende Studien erfordert, ehe man die rechte Accentuation so gewöhnt, daß der geringste Fehler sogleich in der Synagoge nicht bemerkt werden sollte. Eine dritte Klasse von Juden, die Karaiten, befindet sich in der Krim, und ist die einsichtsvollste, denn sie hält sich nur an das alte Testament, und verwirft den Talmud.

In den meisten gottesdienstlichen Verrichtungen bei fast allen Religionsweisen spielen und spielen noch die Ceremonien eine Hauptrolle, und das Sinnliche überwiegt bei weitem das geistige Gesetz.

## LXII.

Endlich ist die Existenz eines Thieres, welches ein einziges Horn auf der Basis der Stirne trägt, unbedingt beglaubiget, und zwar in Afrika in Südwesten von Darfur in den Provinzen Waday oder Dar = Sulayh. Es wird daselbst Abu = Karn und bei uns das Einhorn genannt, und ist nicht mit dem zweihörnigen Nashorn zu verwechseln, welches mit zwei Hörnern bewaffnet ist und Rheritit genannt wird. Ein Horn sitzt am

Ende der Nase, das andere etwas höher, aber fest, das eine groß, das andere klein.

Das Einhorn ist in Waday und den Nachbarländern sehr gemein, man fängt es in Löchern, die man auf seinen gewohnten Pfaden gräbt und mit Zweigen bedeckt. Fällt es hinein, so kann es nicht mehr heraus. Sein Fleisch ist gut. Vier Hörner des Einhorn sind der Akademie von dem französischen Konsul Fresnel zu Dschodda in Arabien an Herrn Mérimée eingesandt worden, das 1. und 2. waren aus Waday, eines 56, das andere 81 Centimeter lang, ungefähr  $1\frac{3}{4}$  und  $2\frac{1}{2}$  Pariser Fuß; die beiden andern waren aus den Ländern der Schelufs, plump und massiv, eines 35 Centimeter lang. Der Hornbildung und seinen Größenverhältnissen nach, scheint das Einhorn eine Mischung von Dchs und Giraffe zu sein.

### LXIII.

Das Land Tibet, das höchste Land Central-Asiens, ist von kolossalen Gebirgen umgeben. Seine Bewohner unterscheiden sich sehr von ihren Nachbarn, und als die Wiege des Schamanismus, wird Tibet von einer Hierarchie beherrscht, welche unbeschränkte Macht besitzt, und durch eine Armee,

nicht von Soldaten, sondern von Mönchen gehalten wird. An jeder bewohnten Stätte des Landes erheben sich lamaitische Mönchs- und Nonnenklöster von großartiger Bauart. Ein Leben des Müßiganges wird für die höchste Glückseligkeit gehalten, um das tägliche Brod arbeiten, gilt für eine Schande. In diesen beiden Punkten sind viele Europäer den Tibetanern nicht so ganz unähnlich, denn auch viele ihrer Reichsten pflegen den Müßigang nur mit Lebensständeleien auszufüllen.

Von zwei mächtigen Reichen China und Indien eingeschlossen, verharrte Tibet seit Jahrhunderten auf einer und derselben Lebensstufe, bis es durch die Einfälle ihrer südlichen Nachbarn, den Nepalesen und Ghorkas, genöthigt wurde, den Schutz der Chinesen nachzusuchen. Die Chinesen drangen in das Tibetanische, verjagten die Feinde, blieben aber als Sieger Herren im Lande, und hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihr nationales Absperungssystem auch hier einzuführen, und jedem Fremden den Eingang in dieses Land zu verbieten.

Der Dalai-Lama ist die oberste Regierungs- und Mönchsperson, aber jetzt unter der Controle der Chinesen; er ist eine Art Papst, aber zugleich auch ein Gott, da die Tibetaner der Meinung sind,

daß die Seele eines verstorbenen Dalai=Lama wieder in ein neugeborenes Kind fährt, welches sie nach bestimmten Kennzeichen auffinden, und daher auch die Gesinnungen und Eigenschaften aller Dalai=Lamas immer dieselben sein müssen?

Eine von den seltsamsten Sitten dieses einzig in seiner Art bestehenden Volkes ist die Vielmännerei. Es ist in Tibet durchaus nichts Ungewöhnliches, daß eine Frau zwei oder mehrere Brüder heirathet, und man versichert allen Ernstes, daß solche Ehen sehr glücklich ausfallen. Nach dem Berichte eines englischen Gesandten, der nach Tibet gesandt wurde, den zweijährigen Dalai=Lama zu begrüßen, hat sich eine Frau, die fünf Brüder zu Männern hatte, bei ihm beklagt, daß sie nur ein Kind habe, und die Männer sich nicht um sie bekümmerten. Die Chinesen haben jetzt den christlichen Missionairen erlaubt, in allen Provinzen reisen zu dürfen, und man wird daher bald Umständlicheres erfahren.

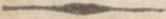
#### LXIV.

Die Proletarier in der Moldau sind wandernde Sklaven. Der Bojar (Edelmann) erbt oder erkauft sie mit dem Landgute. Wenn das Früh-

jahr eintritt, und der Boden sich bearbeiten läßt, müssen sie sich auf dem Landgute einfänden, und erst im Spätherbst werden sie entlassen und begeben sich meist in große Waldungen, wo sie in Gruben ohne Fenster den Winter zubringen. Die meisten sind Schmiede, und verdienen sich mit ihrer Arbeit einen dürftigen Unterhalt, und wenn dieser nicht hinreicht, so wissen sie sehr geschickt sich Schweine, Ochsen, Pferde, Kukuruzmehl, auch Kleider ohne Geld zu verschaffen (stehlen?) Die Weiber und Kinder bleiben während des Winters stets in der Grube am Feuer sitzend oder liegend müßig. Während der Arbeitszeit bekommt täglich jede Person etwas Kukuruzmehl, Käse, Sauerkraut oder Gurken. Nach 5 oder 6 Stunden Arbeit begeben sich die Arbeiter zum Essen. Ihr frugales Mahl ist originell. In einem Kessel wird Wasser siedend gemacht und Kukuruzmehl und Salz hinein gethan; wenn dieser Brei eine Zeit gekocht hat, wird er mit einem runden, etwa  $1\frac{1}{2}$  Zoll dicken und 2 Fuß langen Holzgerb umgearbeitet, der Kessel wieder etwas auf die Kohlen gestellt, umgestürzt und das Gericht ist fertig. Alle waschen sich die Hände und bekreuzen sich dreimal mit der rechten Hand. Der Daumen, Zeige- und Ringfinger werden vereinigt, und sie tupfen

sich zuerst an die Stirne, dann auf den Unterleib in der Gegend des Nabels, dann auf die Achsel zur rechten und zuletzt auf die Achsel zur linken Seite; ist dies vollendet, so setzen sie sich in einem Kreise auf die Erde, nehmen mit der Hand ein Stück von der Speise, von der Größe eines Gänseeies, drücken es etwas zusammen, daß es fester werde; tupfen an den in ihrer Mitte befindlichen Käse, oder wenn es Kraut oder Gurken sind, nimmt jeder ein kleines Stückchen, so daß er von diesem Beigerichte nur den Geruch wahrnehmen kann. In Deutschland zc. frißt und schläft ein Schwein besser, als hier die Menschen. Pohn bekommen sie bei ihrem Abmarsche einen ganzen oder halben Silberrubel von gutherzigen Bojaren, während des Sommers wohnen sie unter Zelten, die von Ziegenhaaren verfertigt sind. Religion haben sie gar keine, bloß wenn sie bei einer Kirche vorbeigehen, bekreuzigen sie sich. Ihre Ehen werden unter ihnen selbst geschlossen, beim Hochzeitmahl wird Branntwein in Menge getrunken, und Schöpfen- oder Schweinefleisch verzehrt. Sind die Eheleute nicht mit einander zufrieden, so trennen sie sich, und knüpfen neuerdings eine Eheverbindung an. Die Kinder gehen bis in das zehnte Jahr nackt, und

wenige haben ein Hemd. Das Abscheulichste bei diesen wahrhaft unglücklichen Menschen ist das viele Ungeziefer, welches auf ihrer Lumpenkleidung sehr wohlgenährt einherspaziert.





Beim Verleger dieses Werkchens sind  
ferner erschienen und zu haben:

Blumenkörbchen, das. Eine Erzählung dem blü-  
henden Alter gewidmet. Von dem Verfasser der Oster-  
eier. In 12., steif gebunden, mit Titeltupfer 12 kr.

Blumenlese aus dem deutschen Dichtergarten.  
Eine gewählte Sammlung von Stammbuch-Aufsätzen  
zu Denkmälen der Freundschaft, Liebe, Dankbarkeit  
und Verehrung. VI und 94 Seiten 16. im Umschlag  
broschirt 12 kr.

Buddeus, Thom. Das versunkene Schiff. Er-  
zählung aus dem Leben eines englischen Tauchers. 10 kr.

Cink, Philipp, Guter Same für das empfängliche  
Herz der Jugend. 8 kr.

Denora, B. A. Beispiele der werththätigen Näch-  
stenliebe. 12 kr.

— Lehrreiche Erzählungen vom rechten Verhal-  
ten. 12 kr.

— Die sanftmüthigen Menschen. 6 kr.

Dietrich, Dr. C. B., Abenteuer eines deutschen  
Auswanderers und seines Sohnes in Nordamerika.  
Mit 4 Abbildungen. 12 kr.

— Die vier Jahreszeiten, oder das Lob des Herrn.  
Mit 12 Abbildungen. 15 kr.

Dobicer, P. Fr. J., Komzifostrelci aneb Ejsar  
Marmilian na stráni Martinšké. 16 kr.

Eberhardt, A. G., Hannchen und die Röchlein.  
Mit 1 Titeltupfer. 12 kr.

Erzählungen, hundert lehrreiche, 2 Bändchen mit  
Titeltupfer à 12 kr.

— Kleine, für Kinder und Kinderfreunde, 4 Bänd-  
chen, steif gebunden, jedes 6 kr.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vor-  
zeit. 16 kr.

- Glücklich, Dr. Legis, Märchenalmanach für Jung und Alt. Mit 20 Bildern. 36 fr.
- B. G., Neuestes ABC- und Bilderbuch für die Jugend im zartesten Alter. 30 fr.
- Neue Kinderfibel zum Lesen- und Schreibenlernen, methodisch bearbeitet. 6 fr.
- Gratulationsbuch, vollständiges. Wünsche in gebundener und in ungebundener Rede, zum mündlichen Vortrage und in Briefform, an Eltern, Großeltern, Vormünder, Paten, Lehrer, Geschwister, andere Verwandte und Wohlthäter, zu Neujahrs-, Geburts-, Namens-, Weihnachtsfesten und andern Gelegenheiten, nebst einem Anhange Inschriften zu Geschenken. 24 fr.
- Griesel, W. A., Kater Murr und Pudel Lustig. Märchen und Erzählungen zum Nutzen und zur Belehrung der Jugend. Mit 4 color. Abbildungen. 18 fr.
- Gruber., Dr., Charakterzüge aus dem Lebens- und Wirkungskreise der Menschen und Thiere, aufgefasset und in sinn- und lehrreichen Fabeln entfaltet. Mit 60 Abbildungen. 20 fr.
- Grün, Die Rose von Leitmeritz. 10 fr.
- Das Christgeschenk. Eine Reihe unterhaltender und belehrender Aufsätze zur Bildung und Veredelung jugendlicher Gemüther. 12 fr.
- Itha, Gräfin von Toggenburg, ein Seitenstück zur Genesefa, in 8, gebunden 10 fr.
- Judith, Eine biblische Erzählung. 6 fr.
- Krsel, Mein erstes Geschenk für die Jugend 10 fr.
- Meisner, P. Ignaz, Die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. 20 fr.
- Mädchenjahre, die, der Landwirthstochter zu Grünau. In 12., gebunden im netten Umschlag mit Zinkkupfer 10 fr.
- Müller, Lehrreiche Erzählungen für die Jugend. 8 fr.

Müller, Georginen. Belehrende und unterhaltende Erzählungen für die Jugend. 15 fr.

— Der Familienkreis zu Marienthal, oder: Unterhaltungen aus dem Gebiete des Wissenswürdigen und Belehrenden. Mit 1 Stahlstich. 24 fr.

— Kleiner Deklamationsaal, oder: Gedächtnis- und Vortrags-Übungen für die Jugend. 2 Theile. 40 fr.

— Der gefällige Lehrer. Ein belehrendes Unterhaltungsbuch für die Jugend. Mit 1 Stahlstich. 20 fr.

— Das Goldland Californien, oder: Bleibe im Lande und arbeite fleißig. Eine kleine Schilderung Californiens und der Gefahren, welche dem Einwanderer drohen, nebst der Erzählung von dem traurigen Schicksale eines deutschen Auswanderers. Mit 3 Bildern. 15 fr.

— Der Jugendfreund für Schule und Haus. Mit 1 Stahlstich. 30 fr.

Nelk, Theodor, Der Geldbeutel. 6 fr.

— Die gesegnete Treue. 6 fr.

— Die Wiege. 6 fr.

Ostergeschenke. Ein Schauspiel für die Jugend, in 1 Aufzuge. 6 fr.

Polt, J. J., Der Beilchenstrauß. Eine Sammlung schöner Geschichten, Märchen und Erzählungen. 10 fr.

— Die Moral des Lebens aus der Fabelwelt, mit Erläuterungen derselben zum Wohle der gesammten Jugend, nebst einem Anhang moralischer Sätze zur Verwendung auf Vorschriften und zum Diktandoschreiben. Mit einem Titelbild und vielen Holzschnitten. 20 fr.

Polt, J. J., Goldkörner. Parabeln und Erzählungen, Sprichwörter, moralische Sentenzen, Fabeln, Witzspiele und Räthselfragen. Mit 1 Stahlstich. 12 fr.

— Goldperlen. Erzählungen, Fabeln, Lebensregeln und Rathschläge, Räthselfragen, Räthseln und

Charaden. Ein Prämienbuch für die fleißige Jugend, auch als Namens- und Neujahrs-geschenk, und zum Gebrauch des Vorlesens, zu Vorschriften und Diktand-schreiben. 12 fr.

Polt, Goldblätter. Enthalten Erzählungen, edlen Sinn und edle Thaten, Parabeln, Räthseln, Sprüche zur Beherzigung und Anekdoten aus den Jugendjahren. Ein Prämienbuch für die Jugend. 12 fr.

(Diese drei Jugendschriften sind ein Verband zu ein und demselben Zwecke und vollkommen zu einer nützlichen Lektüre der Jugend geeignet.)

— Romantische Jugendschule in gemüthlichen Erzählungen für Jung und Alt. 168 Seiten in 12., auf weißem Druckpapier, in elegantem Umschlag 10 fr.

Rothenhain, E. A. von, Pflanzen des Heils. Gesammelt im Gebiete des Guten und Schönen für die Jugend. 12 fr.

Schmiedl, J. J., Theater für Kinder. Das Werkchen enthält 7 Stücke. 36 fr.

Schönfeld, Franz, Neuester Anstands-rathgeber, oder: Anweisung, sich in allen Lebensverhältnissen angemessen zu bewegen, zu reden und zu schreiben. 20 fr.

Tomšy, Fr. Boh., Mladý bubenjk, aneb zdárný syn. 20 fr.

— Kratochvilník pro dospělau mládež. 3 díli à 20 fr.

Müller, Unterhaltungen aus der Geschichte Böhmens für die reifere Jugend. 30 fr.

Polt, Blüthen und Blumen aus den Gärten der Jugend. Kleine Erzählungen und Geschichten, edler Sinn und edle Thaten, Lebensregeln und Anekdoten aus der Jugendzeit. Ein Weihnachts-, Neujahrs-, Namenstags- und Prüfungsgeschenk für die Jugend. 15 fr.

— Elieser und Nephthaly, das edle Brüderpaar. Ein moralisches Lesebuch für die reifere Jugend und das Alter. 15 fr.

